Goldene Aepfel

in

silbernen Schalen.

Nach dem Englischen.



Cleveland, Ohio.

Herausgegeben von dem Sonntagschul- und Tractat-Verein der Evang. Gemeinschaft.



Goldene Aepfel.

—o—

I.

Ein Becher frischen Wassers.

—o—

Man thue den Schaum vom Silber so wird ein reines Gefäß daraus.—Spr. 25, 4.

Ein kleines Mädchen schlich leise in das Bibliothek-Zimmer eines reichen Mannes. Ihre Kleidung war zerlumpt und ihr ganzes Aussehen ein Bild der Vernachlässigung; dennoch würde ein Fremder sich über ihre Erscheinung gewundert haben.

Die dichten Locken, welche ihr Gesicht halb verbargen, ließen doch die lebhaften Blicke ihrer großen, schwarzen Augen sehen, welche ein sonst gewöhnliches Gesicht eigenthümlich erhellten.

Vorsichtig ging sie in dem schönen alten Zimmer umher, mit ihren Fingern jetzt eine alte Marmorbüste, dann eine Porzellanvase neugie-

rig berührend, oder mit zitternder Hast versuchend, den Deckel eines Schmuckkästchens zu öffnen; bis ihr Auge endlich auf einer hübsch eingebundenen Bibel haften blieb, welche auf einem Wandgesims lag.

Nachdem sie, auf den Zehen stehend, dieselbe einen Augenblick beäugelt hatte, nahm sie das Buch behutsam herunter und sich auf einen Schemel setzend, fing sie an, mit ihren kleinen braunen Fingern darin herumzublättern, während ihre hellen schwarzen Augen mit tiefem Interesse auf die Buchstaben hafteten. Ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer machte sie endlich auffahren.

Die Eile, mit der sie das Buch wieder auf seinen Platz legte und der Thür zulief, trieb ihr das Blut in die Wangen, und in eben diesem Augenblick trat eine Dame ein.

„Was hast du hier zu schaffen, Mädchen? Las ich dich deßhalb von der Straße auf, damit du hier neugierig herumlungern solltest? Wenn du dich nicht in der Küche nützlich machen kannst, so ist es nicht nöthig, daß ich dir hier eine Heimath gebe.“

Die Kleine gab keine Antwort; noch einen raschen Blick nach der Bibel werfend, eilte sie fort.

Am nächsten Abend wurde die Thür desselben Zimmers leise geöffnet, und das kleine Mädchen

trat wieder ein, begleitet von einem andern, augenscheinlich etwas älterem und weit besser gekleideten Kinde. Beide setzten sich und begannen dann ein eifriges Gespräch.

„Ich wollte, du erzähltest mir jetzt Alles, Maggie," begann die älteste. „Du sagtest, du hättest weder Vater noch Mutter, als Hr. Elmer dich aufnahm. Mutter hat ihm so lange den Haushalt geführt, daß sie fast thun kann, was ihr beliebt; sie wollte aber nicht haben, daß ich dich mitnähme; Hr. Elmer sagte jedoch, wenn du dich gut betragen wolltest, so könntest du bleiben. Er ist, seit dem Tode seiner Frau, ein sonderbarer Mann. Ich glaube nicht, daß er nur einmal an dich gedacht hat, so lange du hier bist; Mutter ist aber nicht sehr froh, daß du hier bist, was du leicht aus ihrem Verhalten gegen dich ersehen kannst; und wenn du nicht ganz artig bist, wird sie dich fortschicken. Ich liebte dich von dem Augenblick an, wo ich dich zum ersten Mal in der Schule sah, und ich war sehr froh, als ich dich am Abend fand.

Nichts würde mich mehr freuen, als wenn du immer hier bleiben könntest. Sobald ich Mama auf deine Seite gebracht habe, werde ich dich netter ankleiden und Frl. Sheridan dadurch überraschen, daß ich ihr eine neue Schülerin mit einem bekannten Gesichte zuführe. Es würde mir gro-

ßes Vergnügen machen, deine Locken hübsch zu kämmen und zu bürsten, und zu sehen, wie sehr ein neues Kleid dein Aussehen verändern würde Glaubst du, daß ich selbst solche schöne Locken haben möchte?"

Maggie hatte mit halb geöffnetem Munde Agnes angeblickt, während ihre Finger mit ihrer zerlumpten Schürze spielten. Bei den letzten Worten ihrer Gefährtin öffnete sie ihre Augen zur vollen Weite, schüttelte ihren Lockenkopf und brach in ein eigenthümlich süßes Lachen aus. Plötzlich wurde ihr Gesicht jedoch ernst und mit langsamer und entschlossener Stimme sagte sie „Nein, nein, nein."

„Weßhalb sagst du nein, Maggie?"

Maggie's Augen füllten sich mit Thränen. Nach kurzer Pause antwortete sie:

„Ich dachte an Jamie, und daß ich zurück gehen muß. Wenn es nicht um Jamie's willen wäre, so würde ich mich fürchten; obwohl ich dennoch gehen müßte; aber Jamie kann nicht ohne mich leben."

„Wer ist Jamie, und wo ist deine Heimath?" fragte Agnes.

„Ich denke, ich will dir Alles erzählen. Ich war so besorgt, in jener Nacht ein Unterkommen zu finden, daß ich euch vorlog, ich hätte keine Mutter; als ihr mich dann so freundlich auf-

nahmt, fürchtete ich mich, mit der Wahrheit herauszurücken. Sobald ich dich aber von Frl. Sheridan sprechen hörte, nahm ich mir vor, dir meine ganze Geschichte zu erzählen.—In meinem Leben war ich nicht so glücklich, als an den beiden Sonntagen, da ich in ihrer Klasse war. Sie begegnete mir auf der Straße und war so freundlich gegen mich, daß ich nicht widerstreben konnte, mit ihr zu gehen. Ich begriff nicht, wie eine so liebe Dame sich um ein zerlumptes Kind bekümmern konnte, welches sie doch vorher nie gesehen hatte. Als ich ihr diesen Gedanken nachher erzählte, lächelte sie so liebreich und sagte, daß wir alle Kinder eines Vaters seien. Es war mir etwas ganz Neues von Gott und dem lieben Heilande zu hören, so daß ich ihr mit Freuden zuhörte; und als ich heim kam, erzählte ich Jamie Alles, was ich davon wußte. Der arme Junge ist lahm und kann nicht gehen; dazu ist er schon lange krank gewesen. Er ist sehr geduldig und wird nicht lange mehr leben, glaube ich. Wir haben keinen Vater, und Mutter ist fast immer sehr unfreundlich. Sie betrinkt sich manchmal und behandelt den armen Jamie dann sehr grausam, so daß ich glaube, es wäre viel besser für ihn todt zu sein, wenn er nur fromm genug ist, um in den Himmel zu kommen.

Sobald er vom Sterben spricht, will die Mut-

ter hinlaufen und den Priester holen; doch will Jamie nichts davon wissen. Als ich zum ersten Mal aus der Sonntagschule kam, erzählte ich Jamie, was ich noch wußte. Am nächsten Sonntag sprach Fräulein Sheridan so liebreich über die Kinder, und daß der Heiland sie so geliebt habe, als Er auf Erden war. Sie sagte, Jesus sei noch derselbe und vergebe Jedem, der Ihn darum bitte; dies rührte mich so, besonders als ich an Jamie dachte, daß ich in Thränen ausbrach. Frl. Sheridan sagte mir, ich solle nach der Schule dableiben, denn sie wolle mit mir sprechen. Als Alle fort waren, fragte sie mich, warum ich weinte, und ich erzählte ihr dann von meiner Mutter und von meinem Bruder, und daß ich wünsche, Jamie könne sie vom lieben Heiland erzählen hören. Sie sagte mir darauf, wenn ich in der Bibel lesen wolle, so könne ich noch mehr von Jesu erfahren; ich solle Jamie daraus vorlesen und selbst zu ihm sprechen. Als ich ihr sagte, ich hätte keine Bibel, nahm sie mich mit nach ihrem Hause und gab mir eine. Zwar wußte ich, meine Mutter würde mich die Bibel nicht halten lassen, wenn sie dieselbe sähe; doch ich dachte an Jamie und war entschlossen, das liebe Buch zu verstecken. Ich nahm es deßhalb unter meinem Umschlagetuch mit nach Hause, und die nächsten Tage, wenn meine Mutter aus-

gegangen war, las ich einige leichtverständliche Stellen, welche Frl. Sheridan durch eingeschlagene Blätter für mich kenntlich gemacht hatte. Jamie hörte mir so aufmerksam zu, als ob es sein Leben gelte. Als ich ihm die Stelle vorlas: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes,“ sagte er:

„Das ist ganz 'was anders, als erst zum Priester zu laufen; können wir nicht geradeswegs zu Jesu gehen, Maggie?'

Er sah heiter und zugleich so verlangend aus, daß es mich fast in Erstaunen setzte; wir beteten darauf zusammen, daß wir wissen möchten, wie wir kommen müßten, um Jesu Kinder zu werden. Wir dachten an nichts anders, als Mutter plötzlich ins Zimmer trat. Sie wurde sehr zornig, als sie sah, womit wir beschäftigt waren. Ich wollte die Bibel rasch verstecken, aber sie hatte sie schon gesehen und nahm mir das liebe Buch ab. Dannn befahl sie mir, ihr zu erzählen, wie ich dazu gekommen sei.

Ich wollte ihr nicht sagen, wo ich meine Bibel bekommen hatte, aus Furcht, sie würde mich nicht wieder zur Sonntagschule gehen lassen. — Sie begann darauf, mich durchzuprügeln, bis Jamie endlich ein förmliches Zetergeschrei erhob und Mutter bat, sie möge doch aufhören. Dies

that sie denn auch; die Bibel schloß sie aber in den Schrank und sagte, ich würde dieselbe nicht eher zurück erhalten, bis ich ihr die ganze Wahrheit gesagt habe. Ich sagte ihr dann, ich hätte das Buch gefunden, aber sie wußte wohl, daß ich nicht die Wahrheit sagte. Ich fühlte mich sehr unglücklich, aber ich wollte meine Sonntagschule nicht aufgeben.

Am andern Tage sah ich Frl. Sheridan sich unserm Hanse nähern. Ich zitterte vor Furcht und Freude. Erst wollte ich mich verstecken; da Mutter jedoch nicht daheim war, lief ich ihr entgegen und erzählte ihr, was sich ereignet hatte. Sie sagte mir, ich solle ein gutes Kind sein und immer zum lieben Gott beten, besonders wenn ich mich in Trübsal befände, weil Gott uns immer hören wolle. Dann sagte sie mir, sie wolle Jamie sehen.

Während sie mit ihm sprach, kam Mutter. Zuerst schien sie sehr erfreut zu sein, eine solch' hübsche Dame in unserm Hause zu sehen. Frl. Sheridan erkundigte sich freundlich nach Jamie und sagte, es sei ihre Absicht gewesen, ihn schon früher zu besuchen. Als Mutter dann fragte, wie sie mit Jamie bekannt geworden sei, unterbrach ich sie, denn ich fürchtete, Frl. Sheridan werde die ganze Geschichte erzählen, und sagte: Ich begegnete dieser Dame eines Tages auf der

Straße, und als sie stehen blieb und mit mir sprach, erzählte ich ihr von Jamie. Mutter blickte mich forschend an und sagte, ob ich damals auch die Bibel gefunden hätte?

Nein, sagte ich. Frl. Sheridan blickte hierauf erst mich und dann meine Mutter an, und erzählte darauf mit sanfter Stimme die ganze Wahrheit: wie sie mich gefunden und dann mit sich in die Schule genommen und mir die Bibel gegeben habe. Jamie war sehr unruhig, während sie sprach; Mutter hörte sie jedoch ruhig an, und anstatt in Schimpfreden auszubrechen, was ich erwartete, dankte sie der Dame für ihre guten Absichten und sagte, obgleich sie selbst nicht an dergleichen Sachen glaube, so würde sie mich doch wohl zur Schule gehen lassen, wenn ich nur anständige Kleider hätte.

Frl. Sheridan nahm mich dann mit sich nach ihrem Hause und gab mir ein schönes Bündel Kleidungsstücke, welche meine Mutter für mich zurecht machen solle, damit ich die Schule besuchen könne. Erfreut eilte ich heim und dachte an das Glück Jamie's, wenn er die Orangen erhalten würde, welche die gute Dame für ihn eingepackt hatte. Auch hatte sie mir etwas Thee und Eßwaaren für Mutter mitgegeben. Ich mußte ihr versprechen, den Korb gleich zurückzubringen; als ich jedoch heimkam, nahm meine Mutter mir

erzürnt die Sachen ab und schickte mich ins Bett.

Ich wußte, Bitten würden in dem Augenblicke nicht viel nützen; am andern Tage bat ich jedoch um den Korb, und fragte, ob ich ihr nicht beim Kleidermachen helfen könne.

„Es ist kein Kleid für dich da!“ sagte sie. „Es paßt mir genau und ich werde nicht so närrisch sein, es für dich zu verschneiden. Was den Korb betrifft, so bleibt der, wo er jetzt ist, es sei denn, sie kommt selbst, um ihn zu holen; und schwatze mir nichts mehr über Sonntagschulen, denn von der hast du das Letzte gesehen, sage ich dir.“

Mein Herz entfiel mir beim Anhören dieser Worte; doch beschloß ich, in irgend einer Weise der Frl. Sheridan dies mitzutheilen. Ich sagte deßhalb nichts, doch mußte ich fast den ganzen Tag weinen, wenn ich an meine Lehrerin dachte. Jamie weinte gleichfalls, und Mutter schalt uns Beide; als sie aber ausgegangen war, sagte ich zu Jamie, wir wollen den Muth nicht sinken lassen; ich wollte Frl. Sheridan sehen, so bald ich nur könnte, und sie bitten, mir eine andere Bibel zu leihen.

Als meine Mutter mir am nächsten Sonntage gebot, nicht zur Schule zu gehen, machte ich ein so zufriedenes Gesicht, als mir nur möglich war, zog meine alten Kleider an und rannte fort.

Meine Lehrerin war nicht da; nach der Schule ging ich nach ihrer Wohnung; dieselbe war jedoch geschlossen, und sie war nicht dort. Ich fürchtete mich heim zu gehen, deßhalb setzte ich mich hinter die Kirche, nicht weit von ihrem Hause und dachte darüber nach, was ich anfangen solle. Den ganzen Nachmittag ging ich die Straße, in welcher Frl. Sheridan wohnte, auf und ab und blickte jede vorübergehende Dame an; aber keine sah ihr ähnlich. Endlich wurde ich so müde und hungrig, daß ich beschloß, nach Hause zu gehen. Wie ich erwartete, war meine Mutter sehr ergrimmt und züchtigte mich wegen meines Ungehorsams. Dann warf sie mich aus dem Hause, weil ich ihr nicht versprechen wollte, es nicht wieder zu thun; ich verlangte trotzig meine Bibel und schrie, ich wolle dennoch zur Schule gehen. Sie meinte, weder Bibel noch Schule würde mir etwas nützen, und sie würde mich nicht eher wieder ins Haus lassen, bis ich ihr verspreche, meinen Eigensinn fahren zu lassen.

Ich wußte, sie war außer sich und wollte mich nur einschüchtern; aber ich war so erbost, daß ich beschloß, fortzulaufen. Anstatt sie deßhalb um Einlaß zu bitten, lief ich fort, unbekümmert und nicht wissend wohin.

Ich lief so weit ich nur konnte, und als der

Abend hereinbrach, setzte ich mich auf die Schwelle vor dem alten Hause, wo ihr mich fandet. Mich wundert nur, daß Mutter mich nicht schon aufgespürt hat; sie wird sehr zornig sein; ich fürchte mich doch fast, nach Hause zu gehen."

Agnes hatte der Erzählung mit großem Interesse gelauscht.

„Ich will Hrn. Elmer dieses erzählen," hob sie an. „Zwar glaube ich nicht, daß er sich deinetwegen viel Mühe machen, oder hingehen und mit deiner Mutter sprechen werde. Solche Sachen liebt er nicht, obwohl er sehr großmüthig ist und nicht viel nach Geld fragt. Ich will ihn nur um Erlaubniß fragen, ob du hier bleiben könnest. Für das Uebrige werde ich dann schon sorgen."

„Nein, ich werde nicht bleiben, wenn er auch Ja sagen sollte. Ich muß zu Jamie gehen; heute Nacht möchte ich aber noch hier bleiben, und außerdem habe ich noch einen Wunsch. Ich bin schon einmal in diesem Zimmer gewesen und habe jene schöne Bibel gesehen. Glaubst du, Hr. Elmer würde sie nicht vermissen, wenn ich sie ein Weilchen mit mir auf mein Zimmer nähme?"

„Welch ein sonderbares Kind bist du doch. Ich weiß nicht, ob Hr. Elmer lachen oder schimpfen würde; meine Mutter würde meinen, du seist verrückt. Ich werde Hrn. Elmer bitten, dir

Geld zu geben, damit du eine Bibel kaufen kannst.“

„Das nützt nichts, weil ich sie doch nicht mit mir nehmen könnte. Mutter würde sie mit der andern Bibel einschließen. Ich möchte nur gern jene schöne Bilder sehen und ein Wörtchen für Jamie heraussuchen; deßhalb wollte ich sie ein Weilchen haben.“

„Ach, ich glaube nicht, daß du fortgehst; aber du kannst diese Bibel einen Augenblick mitnehmen;“ mit diesen Worten sprang Agnes auf, nahm die Bibel und Beide verließen eilig das Zimmer.

„Den Gefallen habe ich dir gethan,“ sagte Agnes lachend, indem sie die Bilderbibel auf den kleinen Tisch in dem engen Raum, wo Maggie schlief, legte; „und jetzt will ich dich allein lassen, damit du dich daran ergötzen kannst;“ dies sagend, schloß sie die Thür und lief hinunter. Maggie zog ihren Stuhl nahe zur Lampe und öffnete begierig das Buch.

Nachdem sie einige Augenblicke das Bild betrachtet, wo Moses den Felsen schlug — dies hatte nämlich ihre Aufmerksamkeit gefesselt, als sie die Bibel zum ersten Mal geöffnet hatte—und dann noch das Bild, wo Abraham den Isaak opferte, fing sie an, die Bibel hastig zu durchblättern, denn es waren keine Blätter eingeschlagen, welche

ihr die leichten Stellen hätten andeuten können. Sie mußte fortwährend an Jamie denken, wie einsam es ihm ums Herz sein müsse, weil sie fort sei; und dann dachte sie an die Gespräche, welche sie mit ihm gehabt hatte, wenn die Mutter ausgegangen war. Wie er ihr von seinem Zweifel erzählt, die er wegen der Priester hege, und von seiner Sehnsucht, nach dem Heiland zu gehen, von dem Frl. Sheridan gesprochen und dessen Worte sie miteinander gelesen hatten. Ihr kleines Herz schlug voll Liebe für ihren kranken Jamie; sie sehnte sich, die Wahrheit zu erkennen, für sich sowohl als auch um Jamie's willen. Endlich fiel ihr Auge auf den herrlichen Vers des 27. Psalm, aus dem so manches verlassene Herz schon Trost geschöpft: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf;' und der folgende Vers schien eigens für sie geschrieben zu sein: „Herr, weise mir deinen Weg und leite mich auf richtiger Bahn." Diese beiden Verse las sie mehrere Male, und das Buch halb schließend, wiederholte sie laut: „Der Herr nimmt mich auf."

„Ich will zu Jamie sagen," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „daß Vater todt ist und Mutter uns schier verläßt, aber daß der Herr uns aufnimmt."

Maggie hatte diesen Becher frischen Wassers

für Jamie's durstige Lippen gerade aus dem lebendigen Brunnen vor ihr geschöpft, als der Klang nahender Fußtritte sich hören ließ. Sie wußte nicht, daß Agnes in der Zwischenzeit bei Hrn. Elmer für sie geredet hatte; auch fiel es ihr nicht im Traume ein, daß er sich schweigend an die Thür gestellt hatte, in eben dem Augenblicke, als sie die Psalmworte wiederholte, welche sie so überrascht hatten.

Sie sprang verwundert auf, als die Thür sich öffnete, und senkte erröthend den Blick, als Hr. Elmer schweigend sein Auge von ihr auf die Bibel gleiten ließ.

„Ich hoffe, Sie werden mir vergeben," fing sie an, als Hr. Elmer mehr ergötzt als unwillig seine Hand auf ihre Schulter legte, „Agnes meinte, Sie würden es nicht gewahr werden."

„Und warum durfte ich es nicht wissen?" fragte er mit solch freundlicher Stimme, daß Agnes, welche bei der Thür stehen geblieben war, schüchtern näher trat.

„Ich brachte Ihre Bibel hierher, Hr. Elmer," sagte sie; „ich würde sie nicht angerührt haben, wenn es für mich gewesen wäre; aber Maggie wollte sie gern haben!"

„Aber warum vergreift ihr euch an meinen Sachen?" fuhr Hr. Elmer fort, indem er einen ernsten Ton anzunehmen versuchte, welcher jedoch

sehr freundlich klang; „warum soll sie nicht eine Bibel haben, ohne solche närrische Geheimthuerei?"

Agnes erröthete; der Herr fuhr jedoch freundlich fort: „Nun, es ist am Ende auch nicht so schlimm. Das Mädchen soll eine eigene Bibel haben, und vielleicht auch einige Bilder darin," fügte er lächelnd hinzu. Mit einem eigenthümlichen Gefühl nahm er die hübsche Bibel in die Hand, welche er bisher nur in so fern geschätzt hatte, weil es ein Andenken an Eine war, welche er geliebt und deren Seelenleben von diesen Seiten genährt worden war; die Bibel unter den Arm nehmend, entfernte Hr. Elmer sich und eilte dem Bibliothek-Zimmer zu.

Er setzte sich neben ein offenes Fenster, und in Gedanken versunken, blätterte er langsam in der Bibel, bis er plötzlich auf ein leeres Blatt aufmerksam wurde. Es war jedoch nicht ganz weiß; der Rand war dicht beschrieben, und das Geschriebene schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Den Kopf auf die Hand stützend, blickte er lange auf diese Seite hin. Kein Name war dort geschrieben, aber eine herrliche Verheißung hatte eine zitternde Hand notirt: „Sie werden weinend kommen und betend, so will ich sie leiten, ich will sie leiten an den Wasserbächen auf rechtem Wege, daß sie nicht stoßen; denn ich bin

Israels Vater, so ist Ephraim mein erstgeborener Sohn." (Jer. 31, 9.) Und unter diesen Worten stand: „Denn mein Haus ist nicht also bei Gott; denn Er hat mir einen Bund gesetzt, der ewig, und alles wohl geordnet und gehalten wird. Denn alles mein Heil und Thun ist, daß nichts wächst." 2 Sam. 23, 5.

Die Freundin, welche ihm diese Bibel hinterlassen, stand vor seinem Geiste, und Erinnerungen an vergangene feierliche und liebliche Auftritte zogen an ihm vorüber. Die Worte, auf welchen sein Auge jetzt ruhte, klangen ihm wie die Stimme der Geliebten, und obwohl dadurch schmerzliche Gefühle in ihm wachgerufen wurden, so war dieser Schmerz doch mit solch heiligen Erinnerungen gemischt, daß er sich nicht so rasch davon abwenden konnte. Endlich stand er auf, legte das Buch auf seinen alten Platz und verließ das Zimmer. In Gedanken versunken, schritt er durch den Garten einer Laube zu, in welcher er manche glückliche Stunde mit Der verlebt, deren Hand die Verheißungen aufgeschlagen und verzeichnet hatte.

Am andern Ende der Laube stand ein alter Tamaska-Baum, an welchem sich die Ranken des Weinstocks, mit welchem die Laube bedeckt war, hinaufgeschlängelt hatten und dessen braune Aeste lieblich mit den grünen Ranken und Blät-

tern des Weinstocks contrastirten. Hrn. Elmers Aufmerksamkeit schien in diesem Augenblick durch etwas gefesselt worden zu sein. Mit dem Interesse eines Kindes beobachtete er, wie die Ranken sich an den Aesten hinaufgeschlungen und festgeklammert hatten, als er einige todte Reben vom letzten Jahre bemerkte, welche jedoch durch die frischen Ranken festgehalten wurden. Die dürren Zweige vorsichtig mit seinem Federmesser ablösend, sagte er zu sich selbst: „So bin ich — todt und nutzlos, aber durch Liebesbande aufrecht erhalten, welche nie sterben können. Wenn sie, obgleich todt, dennoch redet, kann ich denn nicht auch noch leben, ob ich schon todt bin?“

So geht es häufig im Leben: ein einziges Wort, die gedankenlose That eines Kindes, das stumme Flüstern einer Pflanze kann oft den Felsen rühren, welcher mächtigeren Einflüssen lange widerstanden hat.

Am andern Morgen beschloß Maggie nach Hause zu gehen, denn um Jamie's willen wollte sie die Strafe erdulden, welche ihrer ganz sicher wartete. Sie hoffte im Stillen, Hr. Elmer werde ihr eine Bibel schenken, und vielleicht könnte sie dieselbe so lange vor ihrer Mutter verbergen, bis sie über die Sachen im Klaren war, welche ihr jetzt so nahe am Herzen lagen.

In dem Augenblicke, als sie im Begriff war,

das Haus zu verlassen, brachte Agnes ihr eine kleine Bibel von Hrn. Elmer, und mit innigem Danke nahm Maggie das liebe Buch in Empfang.

„Mich wundert am meisten," sagte Agnes, „daß Hr. Elmer sagte, als er mir diese Bibel für dich einhändigte: sage Maggie, ich hoffe, daß dieses Buch sich als ihren besten Freund erweisen wird. Ich habe ihn noch nie so sprechen hören."

„Er ist sehr freundlich," erwiderte Maggie; dann eilte sie mit klopfendem Herzen ihrer Heimath zu.'

Als sie die armselige Wohnung ihrer Mutter erreichte, schlich sie leise zu dem Fenster, neben welchem Jamie's Bett stand, und lauschte einen Augenblick. Alles war still und ruhig und sie hoffte, daß die Mutter nicht daheim sei. Rasch eilte sie zur Thür, öffnete leise und trat ein. Außer dem schlafenden Jamie war Niemand da. Sie stellte sich neben sein Bettchen und betrachtete seine bleichen Züge, auf welchen die Spuren von Thränen noch sichtbar waren, als er plötzlich auffuhr und die Augen öffnete.

„O Maggie! mir träumte, du seist gekommen und beugtest dich über mich. Wo bist du gewesen, und warum hast du mich verlassen?" rief Jamie, indem er ihre Hand ergriff und seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Wo ist Mutter?" gab Maggie als Gegen frage zurück.

„Sie ging diesen Morgen fort und wird nicht vor heute Abend zurückkehren. Ich glaube, sie wird sich freuen, dich wiederzusehen, Maggie."

„Ich fürchte, sie freut sich nicht. Ist sie nicht sehr zornig?"

„Sie w a r zornig, aber ich glaube, sie ist jetzt mehr in A n g st. Als sie dich am ersten Tage nicht fand, sagte sie: Ich denke, Maggie kommt heute Abend; du kamst jedoch nicht, und sie wurde sehr besorgt, so daß sie wieder ausging, um dich zu suchen. Und ach, wie hat sie geweint, als sie ohne dich zurückkam! Sie fürchtete, du seist todt—aber wo bist du denn eigentlich gewesen, Maggie?"

„War sie freundlich gegen dich, Jamie?"

„Ja, so freundlich wie noch nie. Sie liebt uns, Maggie, und wenn sie nur das Trinken und den Priester aufgeben wollte, so könnten wir glücklich sein, glaube ich."

„O, wir können unter allen Umständen glücklich sein, Jamie. Weißt du, daß die Bibel sagt: Wenn Vater und Mutter mich verlassen, so nimmt der Herr mich auf?"

„Wo fandest du das, Maggie?"

„In der Bibel bei Hrn. Elmer. In seinem Hause war ich diese drei Tage. O, es ist ein

schöner Ort! Er ist ein reicher Mann, welcher weder Frau noch Kinder hat. Nur eine Haushälterin ist dort und ihre Tochter Agnes, welche zur Sonntagschule geht und Frl. Sheridan kennt. Keiner von den Dreien fragt viel nach der Bibel. Aber Hr. Elmer hat die schönste Bibel, welche ich je gesehen; mit prachtvollen Deckeln, und die Klammern sind von wirklichem Golde, sagte Agnes. In dieser Bibel fand ich den Vers, als ich sie gestern Abend aus dem Bibliothek-Zimmer auf meine Stube genommen hatte. Als Hr. Elmer sah, daß ich in seiner Bibel las, wurde er gar nicht böse; er ist ein sehr freundlicher Mann. Ich wußte nicht, daß Jemand, der die Bibel nicht liebt, ohne Priester so gut sein könnte."

„Wie weißt du, daß er die Bibel nicht liebt?" fragte Jamie.

„O, Agnes erzählte es mir. Sie hat mir Alles von ihm erzählt: daß er so sonderbar und sehr reich ist, und daß er den Armen viel Gutes thut. Agnes wünschte, ich solle ihr versprechen, dort zu bleiben, wenn Hr. Elmer es erlauben würde; ich weiß, er hätte es erlaubt, aber ich konnte dich nicht verlassen, Jamie. Sieh, was ich habe!" rief sie, indem sie ihm die kleine Bibel hinhielt,

„Ach, wie froh bin ich! Wie freut dies mich! aber warum hast du mir dies nicht eher gesagt?

Gib mir sie—kannst du den Vers finden, von dem du sprichst?"

„Ich glaube nicht, daß ich ihn in dieser Bibel finden kann; aber es ist die ganze Bibel, und sie gehört uns."

„Laß uns jetzt etwas lesen, ehe Mutter zurückkehrt," sagte Jamie. Beide stimmten darin überein, beim ersten Kapitel des Neuen Testaments anzufangen.

„Wir wollen diese schweren Namen nicht lesen, denke ich," bemerkte Maggie, sorgfältig jeden Vers überblickend. Beim 14. Vers des 1. Kap. Matth. anfangend, las sie dann langsam, bis sie zu den Worten kam: „Und du sollst seinen Namen Jesus heißen, denn Er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden."

„Halt, halt!" rief Jamie. „Er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden! Heißt es so?"

„Ja, ganz genau."

„Das ist ja eben, was Frl. Sheridan sagte—Jesus würde uns selig machen, wenn wir Ihn darum bäten. Glaubst du es, Maggie?"

„Ich glaube A l l e s, was ich hier lese. Zwar sehe ich nicht, wie Er uns selig macht; aber Er weiß Alles und wird es uns offenbaren."

„Ja, und wir wollen Ihn herzlich darum bit-

ten,“ sagte Jamie. „Ich hoffe, du wirst auch wieder zur Sonntagschule gehen können.“

„Ich fürchte, Mutter wird es nicht erlauben. Ich will dir aber sagen, was ich thun will. Ich will ihr versprechen, nicht hinzugehen, wenn sie mich die Bibel halten lassen will. Vielleicht kommt Frl. Sheridan auch bald zurück und besucht uns. Sie wird es schon so einrichten, daß sie mit dir sprechen kann.“

„O Maggie, wie freue ich mich, daß du zurück und nicht todt bist! Lege das Buch aber fort jetzt.“

Maggie hatte die Bibel kaum in ihre Tasche gleiten lassen, als die Thür sich öffnete und die Mutter eintrat.

„Aha, du bist also zurück! Hast uns da eine schöne Furcht eingejagt. Ich glaube, du konntest doch nicht gut ohne uns leben; es freut mich, daß du zurück bist, und ich hoffe, du wirst dich gut aufführen. Wo bist du diese drei Tage gewesen?“

„Es thut mir leid, daß ich fortgelaufen bin, es war nicht recht,“ sagte Maggie. „Ich wollte auch nicht so lange fort bleiben, und doch konnte ich nicht gut eher kommen;“ das arme Mädchen, froh der Strafe entgangen zu sein, fühlte eine Art Liebe gegen ihre Mutter und erzählte ihre einfache Geschichte ebenso, wie sie dieselbe ih-

rem Bruder erzählt hatte; nur ließ sie die Bibel unerwähnt.

Für mehrere Tage ging Alles recht gut. Die Kinder lasen die Bibel, wenn sie allein waren; doch hatten sie einige Zweifel, ob dies wohl ganz recht sei. Eines Abends, als die Mutter später wie gewöhnlich ausgegangen war, nahmen sie die Bibel zur Hand, um zu lesen. Maggie hatte Jamie mit seinem Kopfkissen in den großen Lehnstuhl gesetzt, damit er ein wenig Veränderung habe, und nachdem sie ihm Thee und geröstetes Brod vorgesetzt, fing sie an ihm vorzulesen. Als sie den letzten Vers des Berichts von der Taufe Jesu gelesen: „Und siehe, eine Stimme vom Himmel, welche sagte: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe," sagte Jamie:

„Ei, Maggie! Wenn Jemand noch zweifelte, ob er auch wirklich der Heiland sei, wie muß der sich gefreut haben, als er diese Stimme hörte."

„Ja; und wie leicht war es damals, zu Ihm zu gehen. Wenn Er nur hier wäre, und wir wüßten so sicher, wie Die dort es wußten, daß Er der Heiland sei!"

„Aber weißt du nicht," unterbrach Jamie sie, „daß Frl. Sheridan sagte, Er sei jetzt ebenso nahe und eben derselbe, und daß Er uns gern vergeben will. Es ist schwer zu glauben, wenn

wir Ihn nicht sehen, und doch müssen wir dies thun, denke ich. Dies ist, was man Glauben nennt, wenn ich nicht irre."

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach sie, und Maggie war sehr erfreut, als sie Frl. Sheridan gewahrte. Sie beeilte sich, ihr einen Sitz anzubieten; doch stieg das Blut ihr in die Wangen, als sie an den Korb und an das Geschehene dachte, und sie wagte kaum aufzublicken, als Frl. Sheridan sie freundlich anredete:

„Ich vermißte dich letzten Sonntag, Maggie; zu meinem Leidwesen war ich zwei Sonntage abwesend; es freut mich jedoch, daß ich sehe, du verlernst deine Lektionen nicht. Ich weiß, womit ihr beschäftigt waret als ich eintrat," und sie blickte Jamie mit freundlichem Lächeln an. Jamie zog die Bibel unter dem Kissen hervor und sagte: „Ja, wir lasen hierin und sprachen darüber, wie wir zu Jesu kommen könnten. Ich sagte gerade zu Maggie, es sei schwerer für uns, an Ihn zu glauben, als es für Diejenigen war, welche bei seiner Taufe die Stimme hörten. Aber ist dieses nicht eben Glauben?"

„Gib mir die Bibel einen Augenblick, Jamie," sagte Frl. Sheridan; und das 20. Kap. des Ev. Joh. aufschlagend, las sie von dem Unglauben des Thomas; und als sie geendet, fügte sie hinzu: „Hier ist eine köstliche Verheißung von des

Heilands Lippen für diejenigen ausgesprochen, welche nicht sehen und doch glauben: Jesus sagte zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die n i c h t sehen und doch glauben."

„Den Vers möchte ich gern sehen," sagte Jamie, indem er seine magere Hand nach der Bibel ausstreckte. Frl. Sheridan reichte sie ihm lächelnd und sagte: „Es sind in der That herrliche Worte."

Jamie antwortete nicht. Die Augen mit seiner Hand überschattend, las er die Worte und sagte dann mit ernster, weicher Stimme:

„Ich freue mich so, daß du gekommen bist, und ich möchte gern noch mehr hören; erst sage mir jedoch, ob Jesus mich in den Himmel nehmen wird, trotz dem daß ich so böse gewesen bin, nur weil ich Ihn liebe? Ich weiß, ich werde nicht wieder besser, sondern muß bald sterben."

„Jesus sagt: Ich liebe, die mich lieben. Er starb für Sünder am Kreuze und trug unsere Sünden an seinem Leibe auf dem Holze, und Er will Alle retten, welche der Gerechtigkeit vertrauen, die Er ihnen erworben hat. Nur diejenigen, welche wirklich glauben, lieben Ihn."

„Ich glaube, ich liebe Ihn," sagte Jamie langsam, „und es wird mich sehr freuen, wenn ich ewig bei Ihm sein kann."

„Er wird für dich sorgen. Er hat versprochen, Keine zu verlassen, die Ihm vertrauen'" sagte Frl. Sheridan.

„Ich will Ihm vertrauen. Darf ich dich aber jetzt um Eins bitten? Es würde mich sehr freuen, weil du es besser thun kannst als Maggie. Wenn ich sterbe, so laß sie nicht so viel . . . ." er brach in Thränen aus und hielt einen Augenblick inne. Endlich sagte er: „Vor zwei oder drei Jahren ging ich, um den todten Willie Locke zu sehen; sie hatten Kerzen am Fußende des Sarges und ein Kreuz zu seinen Häupten gesetzt und noch verschiedene andere Sachen; dazu waren viele Leute da, welche allerlei dummes Zeug herplapperten. Zwar wußte ich damals noch nicht, was ich jetzt weiß; aber doch gefiel es mir nicht, und jetzt würde ich es gar nicht leiden mögen. Wenn ich todt bin, so möchte ich gern Alles still haben, und wenn Mutter damit einverstanden ist, so wünsche ich, daß ein Prediger käme. Du könntest einen darum bitten, Frl. Sheridan."

„Ach, sprich doch nicht davon, Jamie," sagte Maggie schluchzend; ihre Lehrerin winkte ihr jedoch zu, zu schweigen, und Jamie fuhr fort:

„Ich möchte es gern sagen, weil ich es noch sagen kann, und du mußt nicht darüber weinen, Maggie; zwar wirst du mich vermissen, aber du

kennst ja den Vers, den du für **mich** lerntest: Der Herr nimmt dich auf.

Wenn Mutter nicht einwilligt," fuhr er zu Frl. Sheridan gewendet fort, „willst du dann nicht einige Verse lesen und aufpassen, daß sie keine Lichter brennen?"

„Ich will nicht vergessen, was du mir gesagt, Jamie," sagte Frl. Sheridan, indem sie ihrer Stimme Festigkeit zu geben versuchte, owohl die Thränen ihr aus den Augen drangen. „Ich glaube nicht, daß du wieder besser wirst hier auf Erden; aber ich glaube, du gehst zu dem selbigen Orte, wo weder Sorge noch Sünde herrscht, und wo sich alle Die befinden, welche den Herrn Jesum lieb haben. Dort braucht man weder eine Leuchte noch das Licht der Sonne, denn Gott der Herr wird sie erleuchten. Wir eilen dem Himmel zu, vielleicht Einer ein wenig früher als der Andere; aber lange wird Keiner von uns hier bleiben. Der Tod erscheint mir nicht so schrecklich, wie er Vielen scheint. Wenn man zum Sterben bereit ist, so hat man ja den schönsten Theil des Lebens vor sich, und unser bester Freund hat versprochen, bei uns zu sein im Todesthale, welches zwischen dieser Erde und dem Himmel liegt. Er will **fortwährend** bei uns sein. Kannst du dich auf Ihn stützen, Jamie?"

„Er ist meine e i n z i g e Hoffnung,“ erwiderte er. „Ich hoffe, du wirst für uns alle beten: für Mutter, Maggie und mich.“

„Das will ich thun. Aber ich muß jetzt gehen; doch hoffe ich bald wieder zu kommen.“

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte Maggie. „Ich will Ihnen den Korb bringen; aber S i e werden ihn nicht tragen wollen,“ fügte sie halblaut hinzu.

Frl. Sheridan nahm lächelnd den Korb und sagte zu Maggie; „Ich hoffe, ich sehe dich nächsten Sonntag;“ dann wünschte sie den Kindern freundlich gute Nacht.

Am Sonntag war Frl. Sheridan angenehm überrascht, Maggie in der Schule zu sehen. Nach dem Schlusse erzählte Letztere ihrer Lehrerin, daß Jamie viel schlechter sei, und er habe die Mutter so lange gebeten, bis sie gesagt, es werde ihr Freude machen, Frl. Sheridan in ihrem Hause zu sehen, „Jamie erzählte ihr von Ihrem Besuch, und sie war durchaus nicht böse darüber. Sie ist wegen Jamie sehr traurig und ist sehr liebreich gegen ihn.“

„Ich will mit dir gehen und ihn sehen,“ sagte Frl. Sheridan, und wenige Minuten später standen sie neben dem Bette des Kranken. Sein Antlitz war sehr bleich, doch spielte ein süßes Lächeln um seine Lippen, ungeachtet er heftige

Schmerzen litt. Maggie's Bibel lag auf dem Bette, und die Mutter empfing Frl. Sheridan sehr freundlich.

„Ich bin sehr grob gegen Sie und die Kinder gewesen," begann das Weib. „Sie waren jedoch so gütig gegen meine Kleinen, daß ich sehr froh bin, Sie zu sehen. Er hat oft nach Ihnen verlangt und deßhalb freut es mich, daß Sie gekommen sind. Ich hoffe, er wird wieder besser, da er schon oft solche heftige Anfälle gehabt hat."

„Sprich nicht davon, Mutter," sagte der Kranke. „Ich möchte, daß die Dame mir ein Kapitel vorlese, welches von der Herrlichkeit des Himmels redet. Willst Du?"

Tiefe Stille herrschte, während Frl. Sheridan das 22. Kap. der Off. Joh. aufschlug und die herrliche Beschreibung von der gewissen Freude des ewigen Lebens las. Nachdem sie bis zum Ende des siebten Verses gelesen, unterbrach Jamie sie:

„Gewiß und wahrhaftig!" wiederholte er. „Und Diejenigen sind selig, welche die Weissagung dieses Buchs halten;" dann seine Mutter anblickend, fügte er hinzu: „Willst du dieses nicht glauben und um meinetwillen zuweilen daran denken?" Die Frau gab keine Antwort, und er fuhr fort:

„Mutter, willst du Frl. Sheridan erlauben,

etwas für mich zu thun, nachdem ich gestorben bin?"

„Ja, Jamie; das kannst du machen, wie du willst; sie ist eine gute Dame, und es wird nichts Böses sein, denke ich."

Ein liebliches Lächeln war seine einzige Antwort und dann ohne gefragt zu werden, kniete Frl. Sheridan nieder und betete recht herzlich für Alle.

Nachdem sie sich von den Knieen erhoben hatten, sagte Maggie: „Wollen Sie nicht die schönen Verse für Jamie singen, welche wir sangen, als ich zum ersten Male in der Schule war?"

„Ich möchte sie so gern hören," sagte der Kranke; „Maggie erzählte mir davon."

Frl. Sheridan setzte sich neben Jamie's Bettchen und sang mit lieblicher obwohl etwas zitternder Stimme folgende herrliche Verse:

„Unter Lilien jener Freuden
Sollst du weiden, Seele, schwinge dich empor!
Wie ein Adler fleuch behende! Jesu Hände
Oeffnen schon das Perlenthor.

Laßt mich gehen, laßt mich laufen
Zu dem Haufen Derer, die des Lammes Thron,
Nebst dem Chor der Seraphinen, Schon bedienen
Mit dem reinsten Jubelton.

Herzensheiland, schenk mir Glauben,
Festen Glauben, Der durch Alles dringt!

Nach dir sehnt sich meine Seele In der Höhle,
Bis sie sich von hinnen schwingt.

O, wie bald kannst du es machen,
Daß mit Lachen Unser Mund erfüllet sei!
Du kannst durch des Todes Thüren Träumend führen,
Und machst uns auch einmal frei.

Herzenslamm, dich will ich loben,
Hier und droben, in der zartsten Lieb'begier.
Du hast dich zum ewgen Leben Mir gegeben;
Hole mich dereinst zu dir."

„Wie herrlich, wie herrlich!" flüsterte Jamie. Frl. Sheridan stand dann auf, und mit dem Versprecheu bald wieder zu kommen, verabschiedete sie sich,

Frau McNeal war nicht die erste unwissende aber empfängliche Irländerin, welche durch die wahre christliche Freundlichkeit gerührt wurde. In ihrer Brust regte sich schon eine Art Zutrauen gegen die „liebe Dame," von welcher die Kinder so oft sprachen; sie widersetzte sich nicht länger dem Lesen in der Bibel und erlaubte Maggie, die Sonntagschule zu besuchen.

Als einige Wochen später der Tod an die Hausthür klopfte, um den kleinen Jamie abzuholen, da war sie froh, daß es Frl. Sheridan war, welche neben dem Bettchen des Sterbenden saß und ihm von dem „sel'gen Lande" vorsang,

welches er bald mit eigenen Augen schauen sollte.

„Er brauchte keinen Priester," sagte sie zu der Dame, als Jamie nach einem ruhigen Schlummer die Augen öffnete und sie dann, nachdem er Alle angelächelt, wieder schloß, um nie wieder zu erwachen.

„Wir haben einen Hohenpriester, welcher uns beim Vater vertritt und der heilig, unschuldig, unbefleckt und von Sünden abgesondert ist," bemerkte Frl. Sheridan. „Es ist Jesus, den Jamie liebte und zu dem sein Geist hingegangen ist, um auf ewig glücklich zu sein."

Der Schmerz der Hinterbliebenen wurde etwas durch das Bewußtsein gelindert, daß er jetzt von allen Schmerzen erlöst und ewig glücklich sei. Auf die Bitten der Mutter, welche der Wahrheit so lange widerstanden, kniete Frl. Sheridan neben dem Bette und dankte Gott, daß der Tod durch Jesum überwunden sei, und sie bat inbrünstig, daß Maggie und die Mutter gleichfalls zur Erkenntniß der Wahrheit kommen möchten, welche Jamie's Trost und Stütze im Leiden und im Tode gewesen. Die Bitte des Verstorbenen hinsichtlich seines Begräbnisses wurde erfüllt; ein Prediger, Frl. Sheridan, die Mutter, Maggie und einige Freunde begleiteten die kleine

Leiche zum Grabe, woselbst der erstere, auf Frl. Sheridan's Bitten, ein herzliches Gebet sprach.

Jamie's Tod machte einen heilsamen Eindruck auf Maggie. Sie besuchte die Sonntagschule und erzählte ihrer Mutter die herrlichen Wahrheiten wieder, welche sie dort lernte. Frau Mc-Neal konnte es nicht abschlagen, „um Jamie's willen" zuzuhören.

Oft begegnete Maggie ihrer Freundin Agnes und sprach mit ihr über die Tage, welche sie bei Hrn. Elmer zubrachte, und über den Vers, welchen sie dort lernte. Sie freute sich zu hören, daß Hr. Elmer die Bibel jetzt auch liebe, da sie seinem unruhigen, zweifelnden Gemüthe Ruhe verschaffte, als alle andern Mittel nicht helfen wollten.

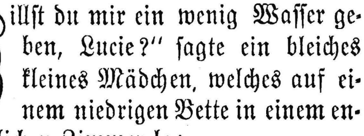
Daß sie einigen Antheil an diesem Ergebniß hatte, indem das Interesse, welches sie für die Bibel an den Tag legte (obwohl damals hauptsächlich um Jamie's willen), seine Gleichgültigkeit beschämt und seine Neugierde erregt hatte, ahnte sie nicht im entferntesten. Sie wußte nicht, daß auch der Schwächste einen Einfluß ausübt, welcher oft die Wahrheit der Verheißung beweist: „Wer seinen Herrn bewahret, wird geehrt."—

II.

Der gebesserte Trunkenbold.

—o—

Die Liebe ist langmüthig und freundlich. 1. Cor. 13, 4.



illst du mir ein wenig Wasser geben, Lucie?" sagte ein bleiches kleines Mädchen, welches auf einem niedrigen Bette in einem engen, unbehaglichen Zimmer lag.

Lucie saß neben dem Fenster, eifrig an einem Kleidungsstück nähend, als ob jede Minute des rasch verschwindenden Tageslichts kostbar sei.

„In etlichen Minuten, Hatty. Ich bin gleich fertig, und dann sollst du etwas Schönes haben, hoffe ich;" und mit vermehrter Hast eilten ihre Finger über den schmalen Saum hin, bis sie endlich mit augenscheinlicher Freude den Faden abschnitt.

Hatty führte den Becher begierig zum Munde und sagte dann gähnend:

„Du nähst heute Abend doch nicht mehr, Lucie? Komm, setze dich hier neben mich und erzähle mir wieder eine Geschichte. Es ist schon lange her, seit ich eine schöne gute-Nacht-Geschichte hörte."

„Gut; nur mußt du warten, bis ich Frau Trevor dieses Hemd gebracht habe. Ich bin in wenigen Minuten zurück, und dann wollen wir ein Licht anzünden, und du sollst eine Geschichte hören." Hierauf küßte die freundliche Schwester die kleine Kranke, welcher die Nächte lang und die Tage langweilig waren.

„Ich fürchte, ich schlafe ein; aber es wird dir sonst zu dunkel," und sie wandte sich um und vergrub ihr Gesicht in die Kissen.

Lucie setzte ihren Hut auf, faltete die Arbeit zusammen und nahm dann ihre Geldbörse aus der Schublade. Dieselbe schien sehr leer zu sein; sie war auch nie voll gewesen, seitdem Lucie sie besaß. „O," dachte sie, „wenn ich nur Geld genug hätte!" Dies war fast immer ihr erster Gedanke, wenn sie die leichte Geldbörse in die Hand nahm. „Geld ist aber schwer zu bekommen, und ich werde wohl nie viel davon besitzen."

Sie ließ die Börse in die Tasche gleiten und öffnete dann eine Thür, welche in ein Nebenzimmer führte. Dort lag in einer Ecke auf einer Matratze eine dunkle, bewegungslose Gestalt, mit einer Decke halb bedeckt. Neben ihm stand ein Korb und eine Flasche, welche die traurige Geschichte des Besitzers ebenso gut erzählten, als er selbst es hätte thun können. Der Daliegende war Luciens Vater. Sie hatte die Thür geöff-

net, um zu sehen, ob es auch gefährlich sei, Hatty allein zu lassen. Alles war still; dennoch schob sie den Riegel vor und eilte dann hinaus.

Sie war kaum fort, als die Thür wieder geöffnet wurde, und eine Frau in den mittleren Jahren trat ein. Ihre Kleidung war nett und einfach, aber sehr dünn, und ihr nicht unschönes Gesicht trug die Spuren tiefen Kummers. In der einen Hand trug sie einen großen Korb, und an der andern hatte sie einen schwarzäugigen, ungefähr neun Jahre alten Knaben in zerlumpter Kleidung. Seine Füße schienen ihn kaum noch tragen zu können, und er setzte sich sogleich auf den nächsten Stuhl.

„Hier, nimm dies, Mutter," sagte er ungeduldig, indem er ihr einen kleinen Eimer hinhielt. Dann stand er auf und schritt nach Hatty's Bett.

„Sie schläft," sagte die Frau leise; denn sie hatte sich schon über ihr krankes Kind gebeugt und lauschte den schweren Athemzügen.

„Sie schläft, Willy; sei leise und wecke sie nicht auf, wir wollen sie überraschen. Ich glaube, sie hat noch gar nicht daran gedacht, daß heute ihr Geburtstag ist. Ich wollte, du brächtest mir einige Reiser, um Feuer zu machen."

„Ach, ich bin so müde," sagte Willy; der Gedanke, Hatty zu überraschen, gab ihm jedoch neue

Kraft, und die Reiser waren bald geholt und in den Ofen gesteckt.

„Die Hitze des Feuers ist fast ebenso schlimm, als der Thee gut ist, fürchte ich," sagte Frau Mason, indem sie ängstlich nach der verriegelten Thür hinblickte; dann zündete sie mit Schwefelholz und Papier das Feuer an.

Darauf nahm sie den Eimer, schüttete den Inhalt in eine blinkende Schüssel und setzte letztere auf's Feuer. In dem Augenblicke, als sie die Schüssel mit Austern würzte, öffnete sich die Thür und Lucie trat ein.

„Ha, wie gut riecht es hier, Mutter! Ich will das Licht anzünden, und dann können wir Thee machen."

„Bist du mit der Näherei fertig, Lucie? Ich fürchte, du hast heute zu viel gearbeitet," sagte die Mutter mit zitternder Stimme.

„Ich bin nicht in Gefahr zu viel zu thun; aber wie fest Hatty schläft," fügte sie hinzu, den Gegenstand des Gespräches ändernd. „Die arme Schwester wünschte so sehnlich, eine Geschichte zu hören, ich wollte aber erst nach Trevor's gehen. Frau Trevor gab mir einen Dollar. Sie wollte mir erst kein Geld geben, sondern sagte, der Doktor werde dir das Geld morgen bringen. Ich sagte, ich brauche einige Lichter und Thee für dich; sie würde mir es dennoch nicht gegeben

haben, wenn Daisy nicht dagewesen wäre. Sie war gerade gekommen und hatte mir ernsthaft zugehört. Als ich sagte, ich brauche die Sachen so nothwendig, flüsterte sie: Ich will mein Geld holen, und darauf lief sie fort und brachte mir das Geld."

Lucie hatte, während sie dieses sagte, ihr kleines Packet geöffnet und schüttete nun etwas Thee in den Theetopf. Dann räumte sie den Tisch ab und deckte ein weißes Kattuntuch darüber.

„Setze vier Teller auf, Lucie," sagte die Mutter. „Ich denke, es ist am angenehmsten, daß wir Vier zusammen essen."

„Soll ich die Porzellantasse und einen von den bunten Tellern für Hatty aufsetzen?"

„Ja," erwiderte die Mutter mit einem eigenhümlichen Lächeln; und Lucie brachte einen altmodischen Porzellanteller, welcher mit hübschen Blumen bemalt war. In der Mitte des Tellers befand sich ein gemalter Blumenkranz und in demselben die Worte:

„Mein Hoffnungsstern ist Jesus Christ,
Der in dem schönen Himmel ist."

„Den Teller hat sie am liebsten, das weiß ich," sagte Lucie.

Frau Mason hatte die Austern in der Schüssel auf den Ofen gestellt und der Thee war fertig, als Hatty erwachte.

„O, bist du zurück, Lucie, und Mama auch? Ich habe so schön geträumt; zwar weiß ich nicht was, aber ich war so glücklich. Ich wollte, ich hätte ganz ausgeträumt."

Willy, welcher fortwährend sein Möglichstes gethan hatte, um sich wach zu halten, und dem dies nur gelungen war, weil er fürchtete, seinen Antheil an dem schönen Abendessen zu verlieren, sagte jetzt lächelnd:

„Nun, Hatty, vielleicht beendigst du den Traum jetzt."

„Es sieht hier sehr gemüthlich aus," sagte Hatty, indem sie sich umsah; worauf Lucie vergnügt einfiel:

„Es war einmal ein Mädchen, welches gern eine Geschichte hören wollte. Ihre Schwester war aber sehr geschäftig, so daß sie ihr nicht gleich willfahren konnte. Als dieselbe nach kurzer Abwesenheit zurückkehrte, fand sie die kleine Dame in tiefem Schlafe. Sie blickte der Schlafenden ins Gesicht und dachte bei sich selbst, eine Fee müsse ihr einen schönen Traum ins Ohr flüstern. Und so war es auch, denn als sie kurz nachher erwachte, sagte sie, sie hätte einen solch herrlichen Traum gehabt, daß sie ihn nicht in unserer Sprache erzählen könnte. Das war etwas Feenartiges—aber jetzt wollen wir etwas Wirkliches haben."

Lucie nahm Hatty darauf behutsam vom Lager, wickelte sie in ein Umschlagetuch und setzte sie dann an den Tisch. Die Mutter, Willy und sie selbst setzten sich dann gleichfalls, worauf die Mutter das Tischgebet sprach.

„Heute scheinen die alten Zeiten zurückgekehrt zu sein,“ sagte Lucie, „nur . . . .“ Sie endigte den Satz nicht; ihre Mutter kannte die Bedeutung des Wörtleins „nur.“ Sie hatte gleichfalls schon an die Vergangenheit gedacht, woran sie heute Abend besonders erinnert wurde. Sie gedachte der Zeit, wo sie als ein kleines Mädchen, in ihrem elterlichen Hause, aus derselben Porzellantasse getrunken, und wo die altmodischen, bemalten Teller mit den Versen eine beständige Quelle der Freude für sie waren. Und dann die spätere Zeit, wo sie als glückliche Braut das Elternhaus verließ, mit einem Herzen voll Hoffnung zukünftigen Glücks. Sie erinnerte sich, wie die Mutter diese Porzellansachen für sie eingepackt, damit die neue Wohnung doch nicht so ganz leer aussähe, und dann der schmerzliche Abschied von den theuren Eltern! Sie erinnerte sich an den starken Arm und das liebevolle Herz dessen, welcher seitdem sein Gelübde vergessen, daß er sie unterstützen, lieben und werth halten wolle.

Kein Wunder daher, daß ihre Hand zitterte,

als sie den Thee einschenkte; sie fuhr erst aus ihren Träumereien auf, als Willy sagte:

„Du gibst mir mehr als ich gewöhnlich bekomme, liebe Mutter;" sie reichte ihm nämlich die volle Tasse.

„Nein, Willy, dies ist für Lucie. Ich wurde durch Lucie an die alten Zeiten erinnert, so daß ich gar nicht daran dachte."

„Ich wollte, wir hätten immer solche Austern," sagte der Knabe, indem er die Brühe, welche Lucie ihm gegeben, behaglich schlürfte; „möchtest du dies nicht auch, Hatty?"

„Ich kann eben nicht sagen, daß ich es so sehr w ü n s c h e," sagte Hatty nachdenklich; „obgleich sie sehr gut schmecken. Ich habe seit langer Zeit nicht mit solchem Appetit gegessen."

„Weßhalb wünschest du es denn nicht auch?" fragte Willy ungeduldig.

„Weil dieses mir nur schaden würde, und ich wünsche dies Mahl recht zu genießen. Außerdem will es mir scheinen, als sei es nicht recht, etwas zu wünschen, was man nicht haben kann."

„Wer wird heute elf Jahre alt?" fragte Frau Mason lächelnd. „Ich wartete um zu sehen, ob Jemand ein Geburtstagabendessen schätzen würde."

„Ei, Mutter," sagte Hatty, „wer würde glauben, daß ich noch gar nicht daran gedacht habe?

Ich weiß, es ist das erste Mal, daß ich so nahe daran war, meinen Geburtstag ganz und gar zu vergessen. Und ihr habt den ganzen Tag daran gedacht; deßhalb eilte Lucie so mit ihrer Arbeit —ei, wo habe ich denn meine Gedanken gehabt?"

„Es ist mir ziemlich schwer gefallen, nicht darüber zu schwatzen," bemerkte Willy.

Frau Mason wunderte sich nicht darüber, daß Hatty nicht eher daran gedacht hatte. Sie wußte, daß die Krankheit wenig freudige Gedanken in der Kleinen aufkommen ließ; lächelnd antwortete sie daher: „Wie du siehst, ist es sehr schön, daß Andere uns erinnern können, wenn wir selbst es vergessen."

„Kriege ich auch etwas Gelee*] auf einer Untertasse?" fragte Willy, als er sah, wie Lucie eine kleine Schüssel mit Himbeersaft, welche Frau Trevor auf Daisy's Bitten für Hatty geschickt hatte, neben dem Teller der Kranken hinstellte.

Lucie blickte den Bruder vorwurfsvoll an, Hatty aber sagte:

„Ja freilich, laß Willy mit mir theilen; und auch du und Mutter, fügte sie hinzu. „Es schmeckt so schön zu den Austern und Krackers, wir haben ja ein besonderes Mahl.

*] Gelee (sprich Cheleh), der mit Zucker gekochte dicke Obstsaft.

„Wir wollten aber gern etwas Leckeres für dich haben, wenn die Austern auf sind,“ sagte die Mutter lächelnd; jedoch, um Hatty zu gefallen, nahm sie eine Untertasse, auf welcher Willy seine Portion erhielt.

„Jetzt schmeckt es mir noch einmal so süß,“ sagte Hatty, indem sie Willy freundlich zulächelte. „Mich wundert, welche Sprüche auf unsern Tellern sind, heute Abend.“

„O, das können wir bald sehen,“ erwiderte er, seinen Himbeersaft mit wahrer Gier verschlingend.

„Wie sieht Daisy aus, Lucie? Hat sie sich während ihrer Abwesenheit verändert?“ fragte Hatty.

„Sehr wenig; sie war auch nur drei Monate fort.“

„O, ich meinte nicht so im äußern Ansehen; ich meinte nur, ob sie in ihrem Wesen noch dieselbe sei. Ich fürchtete, sie möchte sich hierin etwas verändert haben. Auch däuchte es mir, als sei es viel länger als drei Monate.“

„Daisy wird immer dieselbe bleiben,“ sagte Lucie, „davon bin ich fest überzeugt. Sie verändert sich ebenso wenig wie unsere Quelle, deren Wasser immer rein und süß ist; sie wird nicht durch die Gesellschaft reicher Leute verdorben werden.“

Hatty lächelte und sagte: „Ich hoffe, sie wird mich bald besuchen."

„Süßer als die offene Rose, steht auf meinem Teller," sagte Willy.

„Süßer als die off'ne Rose
Ist, was Liebe uns beschert."

„Und ich habe den Vers, welchen ich am höchsten schätze," bemerkte Hatty. „Mein Hoffnungsstern ist Jesus Christ; es ist auch kein Wunder, denn Lucie hat mir ihn gegeben, und sie weiß es."

„Das ist wahr," sagte Willie vergnügt; „aber ich denke, mein Vers ist doch der schönste."

„Du weißt, Willie, es ist Hatty's Lieblingslied," bemerkte die Mutter.

„Ja, ja, ich weiß es," sagte Willie, „ihr Vers ist der schönste für sie."

Alle erquickten sich an dem köstlichen Mahle und noch mehr Freude würde es ihnen gemacht haben, wäre ein Sitz nicht aus so trauriger Ursache leer gewesen.

Frau Mason's Liebe gegen ihren Mann war noch nicht in ihrem Herzen erloschen, obschon er während der letzten Jahre nur dann und wann ein guter Vater und Mann gewesen war. Sie konnte aber die Zeit nicht vergessen, als er beides war; und die Erinnerung an diese Zeit ließ die

alte Liebe nicht erlöschen, obwohl die Hoffnung fast erstorben war. Ihre Kinder konnte sie aber nicht vernachlässigen, denn die liebte sie mehr als ihr eigenes Leben. Seitdem sie deßhalb des wachsamen Vaterauges beraubt waren, hatte sie mit allen Kräften versucht, den Kindern Vater und Mutter zugleich zu sein. Da durch die grausame Behandlung des Vaters die arme Hatty krank geworden, so liebte sie das arme Kind, wenn möglich mit doppelter Zärtlichkeit. Nie konnte sie den Abend vergessen, als Hatty an einem kalten Tage im vorigen Winter von dem Trunkenbolde nach einem Branntweinladen geschickt wurde, um noch mehr von dem Gift zu holen, von dem er schon zu viel genossen hatte, und wie der Unmensch das weinende Kind mit einem heftigen Stoß auf die Straße schleuderte. Wie Hatty dann mit fiebernden Wangen kalt und erschöpft zurückkehrte und gleich darauf so krank wurde, daß Jedermann an ihrem Aufkommen zweifelte. Ihr Leben ward jedoch verschont, obwohl ihre Kräfte noch nicht zurückgekehrt waren.

„Um Hatty's willen," diese Worte gaben der Frau Mason oft neue Kraft, wenn sie unter der allzugroßen Aufregung zusammenbrechen wollte.

Lucie war gleichfalls ein liebes Mädchen, und Willie, obwohl manchmal etwas ungeduldig und selbstsüchtig, war ein großer Trost für Alle.

Die Stunden vergingen und es war schon ziemlich spät, als im Nebenzimmer laute Tritte hörbar wurden, und dann ein Tasten nach der Thür sich vernehmen ließ. Frau Mason freute sich, daß Willy und Hatty fest eingeschlafen waren. Lucie saß neben ihrer Mutter, eifrig mit einer Näharbeit beschäftigt, durch welche sie mehr Bequemlichkeiten für Hatty und die Bedürfnisse der Familie zu erwerben hoffte.

Frau Mason legte Willy's Mütze, an welcher sie nähte, auf die Seite, nahm das Licht und öffnete die Thür.

„So, ihr hattet mich eingesperrt," sagte der Mann in halb zornigem halb scherzhaftem Tone, als er, von dem zitternden Arm seiner Frau unterstützt, einem Stuhl neben dem Ofen zuwankte. „Habt etwas Gutes gehabt, he?" fügte er hinzu, als der Geruch von Austern ihm in die Kehle stieg. Lucie hatte den Thee und die Austern warm gehalten und schenkte ihrem Vater jetzt eine Tasse Thee ein.

„Ich will nichts von dem Thee, gib mir von dem da," sagte er, auf die Austern deutend.

Lucie gehorchte schweigend, und Frau Mason fuhr mit ihrer Arbeit fort.

„Ich sehe nicht ein, warum wir solche Sachen nicht mehr essen können," sagte er, indem er Lucie den Teller reichte. „Früher war es kein Wun-

d e r, wenn wir etwas Gutes auf dem Tisch hatten. Habt ihr kein Brod?"

„Wir haben kein Brod im Hause," sagte Frau Mason rasch; „Lucie kann dir aber noch einige Krackers geben."

„Weßhalb ist kein Brod im Hause? solche alte Krackers sind kein Essen für einen Mann. Warum nähst du, anstatt Brod zu backen, wenn keins im Hause ist?"

„Es ist kein Mehl im Hause."

„Das dachte ich mir. Klagen und nichts als Klagen. Wenn nicht über Brod, so ist's über Mehl; wenn nicht über Mehl, so ist's über Fleisch."

„Wenn du mir es bringen willst, so werde ich es mit Freuden kochen," waren die Worte, welche der Frau Mason auf die Zunge kamen, aber sie schwieg. Sie hatte durch Erfahrung gelernt, daß je weniger Worte, je eher brannte das Feuer aus. Die langen Reden, Argumente und Beweise gegen ihren Mann hatte sie ganz satt, und sie hatte sich gewöhnt zu hören, als höre sie nicht; selten gab sie sich die Mühe, eine Behauptung zu rechtfertigen, oder auf etwas zu antworten, welches gänzlich falsch und unrecht war. Lucie dachte hierin ganz wie ihre Mutter, und Hatty nebst Willie schwiegen schon aus Furcht still. So kam es, daß Mason selten Widerstand fand,

und Zank und Streit ward weniger gehört, als es sonst im Hause eines Trunkenboldes der Fall ist.

Während Hatty am Rande des Grabes schwebte, war der Vater einige Tage nüchtern gewesen und hatte eins der oft gemachten Gelübde wiederholt, daß er sich jetzt des Trinkens enthalten wolle. Er gab jedoch der Versuchung bei der ersten Gelegenheit nach, denn er war ein Sklave seiner Leidenschaft.

Weder Lucie noch ihre Mutter erwarteten, daß er sich bessern werde. Alles, was christliche Geduld und Liebe nur hatten thun können, war gethan worden, und jetzt blieb nichts übrig, als Ergebung und jene Art Gebet, welche im Bitten stockt, da der Glaube schwach geworden ist.

Mason war ein geschickter Zimmerman. Er baute das Häuschen, in welchem sie wohnten, und welches ihr Eigenthum war. Frau Mason wußte jedoch, es werde ihnen nicht mehr lange gehören, es sei denn, daß sie und ihre Kinder sehr fleißig arbeiteten und im Haushalte so viel wie möglich sparten. Manche Nacht arbeitete sie bis nach Mitternacht, und Lucien's bleiches Gesicht bewies, daß sie mehr Sorge hatte, als sie zu ertragen vermochte.

An diesem Geburtstagabend war sie entschlossen, ihrer Hatty Alles so angenehm wie nur mög-

lich zu machen; zwar hatte sie ihre Börse erst nachdenklich betrachtet, ehe sie die wenigen Sachen kaufte; aber doch freute sie sich, wenn sie an Hatty's Ueberraschung dachte. Sie war deßhalb auch entschlossen, sich ihre so theuer erkaufte Freude an diesem Abende nicht durch ihren Gatten stören zu lassen.

Mason blickte seine Frau lange an, als sie auf seine beißende Rede keine Antwort gab. Er wunderte sich, wie sie wohl so ruhig bleiben könne; fühlte sie sich denn gar nicht beleidigt? Er war nüchtern genug, zu wissen, daß sie ärgerlich sein müsse — sie, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete und sich vor keiner Arbeit scheute, wodurch sie etwas Geld verdienen konnte, welches er auf so leichtsinnige und herzlose Weise vergeudete.

„Was machst du da?" fragte er endlich, gleichgültig nach ihrem Arbeitskorbe hinblickend.

„Mützen," erwiderte sie, „Knabenmützen."

„Für welche Knaben? Wo kommt die Arbei her? Thust du dasselbe, Lucie?"

„Ich helfe der Mama," sagte Lucie vergnügt; „sieh," fuhr sie fort, froh daß ihr Vater ein wenig Antheil an ihrer Arbeit nahm, indem sie eine hübsche, beinahe vollendete Mütze emporhielt: „sieh, ist diese nicht hübsch."

„Hübsch genug für unsern Willy," sagte er in

eigenthümlichem Tone. „Aber laß jetzt die dumme Näherei für andere Leute, welche du nie sahest, und laß Willy nicht so zerlumpt . . . . .“

Er brach plötzlich ab und ließ den Satz unvollendet.

Thränen füllten Lucien's Augen. Ach, wie gern würde sie Willy eine solche Mütze gemacht haben, wenn sie nur Zeit und Mittel dazu hätte! Sie drängte ihre Thränen zurück und arbeitete nur um so rascher. Es waren nicht die ersten Thränen, welche der Vater aus den Augen derjenigen wischen sah, welche er noch immer liebte. Aber was waren Thränen gegen die Leidenschaft, welche ihn beherrschte?

Er schien heute unruhiger als je. Er fragte und fragte, erhielt aber keine Antwort. Dies hatte ihn oft bei seiner Frau mehr gerührt, als ihre Bitten und Thränen es nur vermochten.

„Lucie ist gerade wie ihre Mutter,“ sagte er vor sich hin; „sie wollen sich nicht ärgern lassen.“ Nicht oft erhalten Christen ein besseres Zeugniß von der Wahrheit des Spruches: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich.“

„Wie viel bekommst du für die, Lucie?“ sagte er, als sie die jetzt vollendete Mütze in den Händen drehte und glättete.

„Für eine Solche bekomme ich fünf und zwan-

zig Cents," sagte sie langsam; „es ist mehr Arbeit an dieser, als an den andern Mützen."

„Und wie theuer verkauft Hr. Randall sie?"

„Ich glaube, für einen und einen halben Dollar."

„Nun, das nenne ich nicht schön; das Zeug kauft er für eine Kleinigkeit und hat es dann für weniger als eine Kleinigkeit zusammengenäht. Sage, würde die dem Willy nicht passen?"

„Ja," erwiderte Lucie; „diese hat gerade die richtige Größe für ihn."

„Nun denn, hier hast du anderthalb Dollar; kannst jetzt sagen, du seiest auch 'mal bezahlt worden;" indem er dies sagte, nahm er eine alte Geldtasche aus seiner Tasche, öffnete dieselbe mit zitternder Hand und warf Lucie das Geld in den Schooß.

„Dank," sagte sie; „ich wollte, ich könnte für eine jede den Preis bekommen; wünschest du dies nicht auch, Mutter?"

„Ich denke, ich würde dasselbe sagen, was Hatty zu Willy wegen der Austern sagte," erwiderte die Mutter.

„Was war das?" fragte Mason.

Seine Frau gab keine Antwort, und er richtete dann die Frage an Lucie.

„Ach, Hatty meinte, es sei nicht recht, etwas zu wünschen, was man doch nicht bekommen könne."

„Was wünschte sich Willy denn?"

„Er wünschte sich jeden Abend ein Nachtessen, wie heute," erwiederte sie.

„Hattet ihr noch mehr als Austern?"

„Thee. Hatty und Willy hatten außerdem noch ein wenig Gelee," sagte Lucie lächelnd.

„Hattet ihr Beide nicht auch etwas Gelee, und wo ist denn meine Portion?" fragte er mit einem Lächeln, wie Lucie es lange nicht gesehen hatte.

Sie stand auf, hängte die neue Kappe an Willy's Nagel, und einen Teller mit einem Spruch aussuchend, füllte sie denselben mit Himbeersaft.

Der Obstsaft schien ihm geschmeckt zu haben, denn lange spielte er mit dem Theelöffel auf dem Tellerchen herum. Oder zog der Spruch vielleicht seine Aufmerksamkeit auf sich? Hatte Lucie denselben absichtlich gewählt? Wußte sie denn, welche Gedanken derselbe in ihm wach rief?

Frau Mason wußte nicht, welcher Spruch es war; aber als sie ihn schüchtern und verstohlen beobachtete, da dachte sie an Hatty's Bemerkung: „Lucie weiß es. Sie war deßhalb auch gar nicht überrascht, als sie nachher sah, daß es der Teller war, welchen er in früheren Jahren immer ihren Braut-Teller nannte.

„Ewig will ich treu Dir sein,
Denn ich lieb' nur Dich allein."

Er hatte diesen Spruch lange nicht gesehen, noch daran gedacht. Er wurde dadurch an dieselben Zeiten erinnert, mit denen Frau Mason's Gedanken sich schon den ganzen Abend beschäftigt hatten.

„Nun," sagte er endlich, indem er aufstand und Lucie den Teller gab, „ich tadele Willy nicht, daß er sich etwas Gutes wünscht. Aber, wie Hatty richtig bemerkte, er kann es nicht erhalten. Weßhalb sitzt ihr so lange?" fügte er hinzu, auf die Wanduhr deutend, welche schon auf ein Uhr zeigte. „Für fünf und zwanzig Cents Kappen zu nähen, und dann das Geld für Leckereien auszugeben, ist eben nicht das Klügste."

„Daisy schickte den Himbeersaft," bemerkte Lucie, als der Vater das Licht anzündete, um zu Bette zu gehen.

„Daisy? weßhalb warst du dort? ist Hatty wieder schlimmer?"

„Nein; aber Daisy ist daheim, und der Doktor will morgen mit ihr vorsprechen. Ich ging hin, um eine Arbeit abzuliefern."

„Ich meinte, du hättest mir gesagt, der Doktor ließ sich für seine Besuche nicht bezahlen."

„Das thut er auch nicht; er bezahlt mir für meine Arbeit."

„So, so! Und wo ist denn die Daisy gewesen?"

„In Fairbank, zur Schule.“

„Wo du schon lange hättest sein sollen, oder wenigstens . . . .“

„O! wenn ich nur so viel lernen könnte, um eine kleine Schule zu halten,“ fiel Lucie ein. „Es wäre so viel leichter, als . . . .“

„Mützen nähen für weniger als Nichts,“ unterbrach er sie; „ja, dies würde es in der That sein. Ich dächte jedoch, eine kleine Schule könntest du jetzt auch halten. Du hast doch die Schule ziemlich fleißig besucht.“

„Ja das weiß ich; aber damals kannte ich weder den Werth des Geldes noch den Werth des Wissens. O, hätte ich gewußt, wie ich es bereuen würde, so würde ich nicht so faul gewesen sein.“

Mason ward durch diese Art und Weise, wie sie den Gegenstand änderte, noch mehr gerührt, als er es gewesen sein würde, hätte sie ihre eigentlichen Gedanken ausgesprochen. Er sagte Beiden „gute Nacht“ was er seit Monaten nicht gethan, und ging dann ins Schlafzimmer.

Frau Mason kniete neben ihrem Stuhle nieder und betete im Stillen. Als sie dann aufstand und nach Hatty ging, um ihr den Nachtkuß zu geben, war sie ziemlich überrascht, dieselbe hell wach zu finden. Ihr Gesichtsausdruck bewies, daß sie schon lange wach gewesen sein mußte.

„Ich habe auch gebetet, Mutter," sagte sie flüsternd. „Ich bin die ganze Zeit wach gewesen und habe solche eigenthümliche Gedanken gehabt; ich konnte so freudig beten — ging es dir nicht auch so?"

Frau Mason küßte sie und sagte:

„Wir müssen jetzt alle schlafen, es ist sehr spät."

Am andern Tage erzählte Lucie ihrer Mutter von einem kleinen „Plan," den sie sich während der Nacht ausgedacht, indem sie nicht sogleich habe einschlafen können.

„Wenn Daisy heute kommt, so will ich ihr ihn mittheilen, denn sie kann mir helfen, wenn irgend Jemand kann."

„Was ist das für ein Plan?" fragte die Mutter neugierig.

„Ich schäme mich fast es zu sagen; aber du wirst mich nicht auslachen. Vater sagte etwas, welches mir nicht ganz unrichtig däuchte. Meinst du nicht, ich könnte einige kleine Mädchen hier täglich im Lesen u. s. w. unterrichten? Ich könnte ihnen Lesen, Geographie, und Rechnen bis zur „Regel de Tri" beibringen, was fast ein Semester dauern würde. Und dann, erinnerst du dich meines Geschichtbuches?"

Frau Mason konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie sagte:

„Die Schüler, Lucie, die Schüler; ich zweifle nicht, du könntest sie unterrichten, wenn du sie hättest."

„Nun, mit Hatty und Willy fange ich an," sagte Lucie, etwas verwirrt zu Boden blickend; „ich dachte, Daisy könnte mir vielleicht einen Rath geben."

Vorläufig wurde nicht weiter über den Plan gesprochen. Mason kam ganz nüchtern zum Mittagsessen nach Hause und war ungewöhnlich freundlich. Nach dem Essen setzte er sich ans Fenster und vertiefte sich im Lesen eines Briefes; nach Verlauf einer halben Stunde stand er auf und verließ das Zimmer. Bald nachher sah man ihn mit einem alten Reisesack unter dem Arm das Haus verlassen.

„Mich wundert, wo Vater hingeht," sagte Lucie, welche am Fenster stand und ihn fortgehen sah.

„Vielleicht will er uns wieder ein schönes Abendessen verschaffen," war die freudige Antwort. In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, und im nächsten ward Daisy von ihrem Vater aus dem Wagen gehoben und freundlich von Lucie und Hatty bewillkommt. Daisy's Antlitz war schwer zu beschreiben. Es glänzte wie Sonnenschein; ob dies aber von den prachtvollen Locken, oder von den

freundlichen Augen herrührte, war schwierig zu entscheiden. Die, welche sie kannten, behaupteten, ihr freundliches Aussehen rühre von einem edlen und liebenden Herzen her.

„Du hast dich nicht verändert, Hatty," sagte sie. „Ich hoffte, ich würde dich besser aussehend finden."

„Ich freue mich, daß du so wohl aussiehst, Daisy. An mir ist nicht so viel gelegen; ich bin daran gewöhnt, nur ist es etwas lästig für Lucie und die liebe Mutter. Das Lernen hat dir nicht geschadet, denn du blühst wie eine Rose."

„Ich begreife nicht, wie Jemand sich an ‚krank sein' gewöhnen kann," sagte Daisy. „Ich glaube, es dauert lange, ehe man sich daran gewöhnt."

„Es dauert so lange, bis wir einsehen, daß es das Beste ist," sagte Hatty. „Früher wunderte ich mich immer, weßhalb ich nicht besser werde. Wenn ich die Kinder spielen sah, so fragte ich: warum muß ich hier so lange krank liegen? Aber die Bibel hat Sprüche für uns alle, Daisy; und für mich heißt einer: Ja Vater, also war es wohlgefällig vor Dir."

Daisy, obgleich älter als Hatty, verstand dies doch nicht so gut, wie letztere es that. Hatty hatte auf ihrem Krankenlager Lektionen gelernt, welche gesunde Kinder so gern vergessen. Sie wußte jedoch, Daisy werde ihr geduldig und freu-

dig zuhören; deßhalb sprach sie ihre Gefühle auch immer so aus, wie wenn ihre Freundin ganz und gar mit ihr übereinstimme, und dies machte oft tiefen Eindruck auf Daisy.

„Beiläufig bemerkt, Lucie hat einen Plan," sagte Hatty und blickte ihre Schwester an, als ob sie sehen wollte, wie die mit der Bemerkung zufrieden sei. Lucie lächelte, und Daisy sagte:

„Geht Lucie nicht sehr häufig mit Plänen um?"

Lucie erröthete, denn sie erinnerte sich zweier oder dreier Versuche, welche sie gemacht, um ein wenig Geld zu verdienen und die, wie Daisy wohl wußte, gänzlich gescheitert waren. Hatty aber fuhr fort:

„Kümmert euch nicht darum; dies ist ein neuer und sehr schöner Plan. Lucie möchte gern einige kleine Kinder täglich im Lesen, Schreiben und dergl. unterrichten — was meinst du davon, Daisy?"

Daisy blickte Lucie ernsthaft an. „Mich wundert, daß du nicht eher daran gedacht hast," sagte sie nach kurzer Pause. „Ich bin überzeugt, es ist ein sehr guter Plan. Da ist z. B. unsere Sophie, mit der die Mutter sich oft keinen Rath weiß; und gestern hörte ich Frau Mahon sagen, sie wünsche, sie wisse einen guten Platz, um Johnny und Alice zur Schule zu schicken. Das

sind sieben nette, kleine Schüler, um damit anzufangen: Jene zwei, Sophie, Willie und Hatty."

Lucie lachte über Daisy's Eifer, welcher „sieben" aus zwei und zwei und eins machte. „Ich denke, ich könnte sie doch noch etwas besser rechnen lehren. Gewiß würde ich aber das grüne Kleid erhalten, wenn alle Leute so freundlich und liebreich gegen mich wären, wie du bist."

„Was meinst du mit dem grünen Kleide?" fragte Daisy einfältig.

„Erinnerst du dich nicht der ‚Millchfrau' in unserem Fabelbuche, welche die Milch, welche sie auf ihrem Kopfe trug, für Eier, und die Küchlein, welche aus den Eiern kommen würden, für ein Kleid verhandeln wollte! Sie hatte just ausgemacht, daß die Farbe des Kleides grün sein sollte, als sie vor Freuden einen Luftsprung machte, und im Dreck lagen—Milch, Eier, Hühner, das grüne Kleid und die Hoffnung dazu."

Daisy lachte und sagte: „Ich glaube, du wirst durch eine solche Ursache nicht zu Schaden kommen. Der Gedanke an ein schönes Kleid würde dich nicht zur Luftspringerin machen, vermuthe ich."

Lucie öffnete die Thür des Nebenzimmers und sagte: „Mutter meint, ich könnte hier Schule halten. Denkst du nicht, daß es gehen wird, wenn ich es ein wenig herrichte?"

„O vortrefflich! Dies Zimmer ist weit besser als das, in welchem Frau Briton ihre Schule hielt. Ja, dies ist wirklich ein köstlicher Einfall. Ich werde heute Abend mit Papa darüber sprechen und sehen, ob er Sophie hersenden will."

„Montag könnten wir anfangen," sagte Lucie. „Ich will es auf jeden Fall versuchen. Wenn auch Niemand kommen sollte, so schadet der Versuch doch nichts."

Bald nachher erklärte Daisy, sie müsse heim gehen. Nachdem sie fort war, zog Lucie Willy seine beste Jacke an (freilich schon zwei Jahre alt und ziemlich abgetragen), that ihm einen von Hatty's Kragen um, setzte ihm seine neue Mütze auf und nachdem sie sich selbst nett angezogen, verließen Beide das Haus, um zu sehen, ob sie einige Schüler auftreiben könnten. Sie kehrten erst ziemlich spät zurück, doch sah Lucie fröhlich aus, und Willy war ganz aufgeregt.

„Wir sahen Johnny und Alice, und Frau Mahon sagte, sie sollen kommen; Tommy Spencer kommt auch, und Frau Elgin sagte, sie wolle Grace schicken. Wir waren noch in drei oder vier andern Häusern; fast Alle waren freundlich, nur Frau Bryan's Magd sagte, sie hätte keine Zeit, um sich mit uns aufzuhalten, und dann die abscheuliche Frau Doane . . . ."

„Willy, Willy," sagte die Mutter mit vorwurfsvollem Blick.

„Ja, sie ist abscheulich; sie sagte" — Hatty spitzte die Ohren, und Lucie wollte ihn am Sprechen hindern.

„Ich weiß nicht, was sie sagte, und du solltest schweigen, Willy."

„Nein, ich werde es nie vergessen. Sie sagte, ihre Kinder sollten nie nach einem Hause gehen, wo man seines Lebens nicht sicher sei. Und ihr Mann verkauft Branntwein; er hilft, daß Häuser gefährlich werden. Sie wenigstens brauchte nichts zu sagen. Die ganze Zeit blickte sie das Weibsbild an, welches da im Hause war, und flüsterte ihr etwas ins Ohr, während sie Lucie anblickte. Ich wollte, die Leute gebrauchten ihren Verstand besser."

„Willy," bemerkte die Mutter, „du mußt nicht so sprechen. Ich bin sehr froh, daß ihr so viel Freundlichkeit genossen habt. Zwar ist es hart, arm zu sein und von Andern verächtlich behandelt zu werden; aber es gibt immer böse Leute, welche dies thun, wenn man auch ganz unschuldig ist. Aber wir müssen Widerwärtigkeiten geduldig tragen und darauf sehen, daß wir selbst immer rechtschaffen handeln. Wenn wir selbst ein reines Gewissen haben, so kann die ganze

Welt uns nicht schaden; und der Heiland sagt: Segnet, die euch verfolgen."

„Das nimmt ziemlich viel Christenthum," bemerkte Willy altklug; er konnte seine bittern Gefühle noch nicht beruhigen.

„Aber es ist unsere Pflicht; Gottes Gebote sind für jeden Menschen, und wir können unsern Ungehorsam nicht dadurch entschuldigen, daß wir behaupten, wir seien keine Christen."

„Habt ihr mit dem Nachtessen auf uns gewartet," fragte Lucie, den gedeckten Tisch gewahrend.

„Ja, für dich und Vater."

„Vater bleibt sehr lange," bemerkte Lucie.

Frau Mason gab keine Antwort. Es war zwar später als gewöhnlich, aber er war schon öfters noch später gekommen. Sie saß mit ihrer Näharbeit am Fenster und blickte dann und wann ängstlich auf die Straße hinaus. Endlich rief sie ihre Kinder und schweigend wurde das einfache Mahl eingenommen. Als nach Verlauf einiger Zeit Hatty und Willie eingeschlafen waren, bemerkte Lucie: „Sollen wir noch länger auf Vater warten? Wir können ja die Thür offen lassen und dann zu Bett gehen."

Dies hatten sie schon öfter gethan, und thaten es daher auch heute ohne Zögern. Frau Mason war am andern Morgen jedoch ziemlich erstaunt, die Thür so zu finden, wie sie dieselbe am Abend

verlassen hatte. Sonst war er noch immer gekommen; was konnte dies wohl bedeuten?

Lucie war gleichfalls erstaunt, und nach einem hastigen Frühstück erbot sie sich, Erkundigungen über den Vater einzuziehen.

„Nein, mein Kind,“ sagte die Mutter, „ich will zum Doktor Trevor gehen. Vielleicht weiß der etwas von ihm; jedenfalls kann er mir einen guten Rath geben.“

Frau Mason setzte ihren Hut auf, hing den Mantel um und schellte wenige Minuten später an der Hausthür des Hrn. Trevor. Die Magd wies sie ins Empfangszimmer, woselbst der Doktor sie herzlich bewillkommte.

Er schien beim Anhören der Nachricht nicht so überrascht zu sein, als sie erwartete.

„Das wird schon Alles wieder recht werden,“ sagte er. „Ich glaube nicht, daß ihm ein Unfall begegnet ist. Ich sah ihn gestern Nachmittag; er sah weit besser aus als gewöhnlich und war vollkommen nüchtern. Ich würde mich seinetwegen nicht ängstigen. Wenn ihm ein Unfall begegnet ist, so werden Sie bald von ihm hören; ist er jedoch aus eigenem Antriebe fortgegangen, so ist dies freilich ein Kummer für Sie; aber dafür haben Sie denn auch einen Kummer weniger.“

Frau Mason war sehr erstaunt, den Doktor so

reden zu hören; es kam ihr der Gedanke, ob ihr Betragen gegen ihren Mann dem Doktor Grund gegeben haben könnte, zu glauben, daß sie sich nicht viel um ihn kümmerte. Nach kurzem Schweigen sagte sie daher:

„Wenn ich nur wüßte, daß ihm kein Unglück begegnet ist."

In diesem Augenblick dachte sie an den Brief, welchen sie ihn hatte lesen sehen und dann der Reisesack. Hatte er sie vielleicht verlassen, ohne ein Wort zu sagen?

„Was gibt's?" fragte der Doktor, welcher ihr ansah, daß ihr ein eigenthümlicher Gedanke eingefallen sein mußte.

Sie erzählte ihm darauf, wie ihr Mann das Haus verlassen hatte, und der Doktor sagte, er zweifle nicht daran, daß Mason, seiner selbst überdrüssig und ein steter Zeuge des Unglücks, welches er über seine Familie gebracht, versucht habe, seinen Gewissensbissen durch seine Flucht zu entrinnen. „Ich werde mich nach ihm erkundigen und Euch heute Abend Nachricht geben," schloß er, „ich zweifle nicht, es ist Alles zum Besten, wie Hatty zu sagen pflegt."

Mit schwerem Herzen verließ Frau Mason die Wohnung des Arztes. Die ihr Begegnenden sahen fast alle glücklich aus, und sie schämte sich, die Leute nach ihrem verschwundenen Gatten zu

fragen. „Wenn er fort ist, so ist er per Eisenbahn gegangen; aber es ist ein weiter Weg bis zum Bahnhof. Ich wollte ich könnte hingehen!“ Dann durchfuhr ein anderer Gedanke ihr Gehirn. Sie lenkte ihre Schritte zu dem alten Hause des Miethkutschers Richard, und fragte, ob er ihren Mann gestern Abend am Bahnhof gesehen habe.

„Ja, Mason war dort,“ erwiderte er grob, sie scharf anblickend.

„Wißt Ihr, ob er mit dem Abendzuge abfuhr?“ fragte sie schüchtern.

„Mich dünkt, das solltet Ihr am Besten wissen,“ sagte Richard, welcher gegen Alle einen Groll hegte, welche nicht von seinem Fahrzeuge Gebrauch machten, mochten sie nun in ihrer eigenen Kutsche fahren, oder zu arm sein, um eine Miethkutsche bezahlen zu können. „Ich denke, er war nicht umsonst am Bahnhofe.“

Richards Aussage hatte sie zu sehr beruhigt, als daß sie sich beleidigt fühlen sollte, und mit leichterem Herzen eilte sie heim.

„Er ist fort,“ sagte sie zu Lucie. „Weßhalb und wohin, können wir nicht bestimmen, und mich dünkt, das Beste, was wir thun können, ist, daß wir ruhig in der alten Weise fortleben und es der Zeit überlassen, uns näheren Aufschluß hierüber zu geben.“

Willy. welcher Hatty etwas vorgelesen hatte, sah das bleiche Antlitz seiner Mutter und die dicken Thränen, welche Hatty's Wangen hinunterrannen, und kam dem Weinen ziemlich nahe.

„Weine nicht, Hatty," sagte die Mutter, sich gewaltsam zusammennehmend.

„O Mutter, Vater war so freundlich vorgestern; ich hoffte, er werde uns noch einmal wieder so lieben wie früher."

„Ich hatte diese Hoffnung nicht, denn ich bin schon zu oft getäuscht worden. Nur Gott kann das Herz ändern, und dieses ist durchaus nothwendig, um solch starke Versuchungen zu überwinden und ein anderer Mensch zu werden. Wenn er nüchtern ist, so ist er immer freundlich und liebreich."

So kam der Montagmorgen heran, und Lucie begann ihre Arbeit. Mit fünf kleinen Mädchen und Knaben, nebst Hatty (welche in ihrem Lehnstuhl saß) und Willy, wurde der Unterricht eröffnet.

Lucie widmete sich dieser Arbeit mit weit größerer Freude, als ihrer Näherei. Sie liebte die Kleinen sehr und freute sich, etwas Gutes thun zu können. Das Wort „Lehrerin" klang ihren Ohren besonders lieblich; außerdem hoffte sie ja auch, in dieser Weise etwas mehr verdienen zu können. Die Kinder hingen sehr an ihr; und

Hatty's, Willy's und ihr eigenes Interesse ließ der Familie die Tage schneller als früher hingehen und machte die Abwesenheit des Vaters nicht so fühlbar.

Lucie war nicht genöthigt, für sich selbst zu studiren, indem keins von den Kindern solche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hatte, um ihr einige Schwierigkeiten in dieser Hinsicht zu bereiten. Nachdem das Abendessen vorüber war, nahm sie daher ihre Näherei zur Hand, welches ihr jetzt eine schöne Abwechselung däuchte. Dennoch wurde es ihr manchmal etwas schwer, indem sie sich danach sehnte, sich mehr mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Bücher waren ihre größte Versuchung, ein verbotenes Paradies. Sie wußte aber, wenn sie sich ganz den Büchern widmete, so würde die Hausarbeit ihr eine Last sein; beim Nähen *dachte* sie deßhalb nur daran, und nach gethaner Arbeit brachte sie oft noch eine Stunde in der Nacht bei einem kostbaren Buche zu, welches Daisy ihr geliehen. Daisy war ihr Bibliothekar; doch wußte dieselbe wohl kaum, welche Freude sie Lucie dadurch machte, daß sie derselben ihre Bücher zur Verfügung stellte.

Willy und Hatty lasen abwechselnd aus anziehenden Büchern vor, wobei Lucie sie dann und wann bat, doch noch einige Seiten mehr zu le-

sen, da sie für Lucie stets zu bald aufhörten. Obwohl Hatty und Willy manches Wort und manchen Satz verstümmelten, so hörten Frau Mason und Lucie doch mit großem Interesse zu, und letztere pflegte dann gewöhnlich das Buch in die Hand zu nehmen, „um Das zu verbessern, welches die jüngern Geschwister nicht richtig gelesen hatten," wie sie sagte. Solche Kinder, welche Bücher in Menge haben und nicht wissen, wo sie mit der Zeit hinsollen, können gar nicht begreifen, wie köstlich solche Augenblicke für Lucie waren.

„Ich wollte, der Doktor käme heute," sagte Lucie eines Abends, ungefähr drei Wochen nachdem sie ihre Schule begonnen.

„Hier ist ein Theil von Hale's Geschichte der Ver. Staaten für dich, Lucie," sagte der Doktor, in diesem Augenblicke eintretend; „und hier habe ich etwas für Hatty," fuhr er fort, der Kranken einen Korb voll Weintrauben hinhaltend, welche mit dankbarem Blick von ihr angenommen wurden.

„Für Willy habe ich nichts, es sei denn, daß er bei dem da zugelassen wird," sagte er, Hatty einen listigen Blick zuwerfend: „ich würde aber gar nicht hergekommen sein, hätte ich nicht ein Geschenk für die Mutter hier abzuliefern. Beiläufig bemerkt, Willy, wie oft gehst du zur Post?

Ich habe hier aber einen Brief, den du nicht erhalten hättest, wenn du auch hingegangen wärest. Er war an mich adressirt, und deßhalb habe ich ihn ein wenig überblickt. Nein, nein," sagte er, als Willy die Hand darnach ausstreckte (denn er meinte der Brief gehöre ihm, weil der Doktor ihn anredete), nein, der ist nicht für dich, sondern für deine Mutter."

„O, ein Brief von Papa! wo ist er?" rief Hatty.

„Schiebe das Licht ein wenig näher," sagte Frau Mason, mit zitternden Fingern das kostbare Blatt entfaltend. Nachdem sie es gelesen, gab sie es schweigend dem Doktor.

„Soll ich es vorlesen?" fragte er und begann dann, ohne eine Antwort abzuwarten. Frau Mason weinte im Stillen, während der Arzt las:

„Ich kann mich nicht entschuldigen, daß ich Euch alle so heimlich verließ, auch traue ich mir jetzt noch nicht viel zu. Ich konnte jedoch nicht länger bei Euch bleiben, ich konnte nicht länger die halbe Zeit ein Thier und dann wieder ein von Gewissensbissen gequälter Unglücklicher sein. Ihr sahet, wie ich kurz vor meinem Fortgehen einen Brief las. Derselbe war von einem reichen Manne, welcher ein neues Haus für seine Tochter gebaut haben wollte, an Hrn. Jarvis

adressirt. Er verlangte einen geschickten Meister und stellte die Bedingung, daß derselbe während des Baues keinen Tropfen Branntwein trinken dürfe. Dies veranlaßte Jarvis, mir diese Stelle anzubieten.

Ich wollte keine Hoffnungen in Euch wachrufen, welche vielleicht bald in Nichts verschwinden würden; denn ich befürchtete, ich würde schon in der ersten Woche die Bedingung verletzen und meines Dienstes entlassen werden. Ich verließ Euch deßhalb, ohne ein Wort zu sagen. Bis jetzt habe ich keinen Tropfen Gift angerührt, und der Mann scheint mit meiner Arbeit zufrieden zu sein. Ich traue mir selbst aber nicht und will Euch auch keine glänzenden Hoffnungen machen. Ich freue mich jedoch, von den Leuten weg zu sein, welche über jeden Versuch, den man macht, um auf bessere Wege zu kommen, spotten und mit höhnischem Kopfschütteln sagen: Pah, das hat er schon oft probirt. Gibt es aber noch einen Funken Gutes in mir, so soll er Euer sein. Deine Geduld, liebe Frau, und deine Sanftmuth bei den zahllosen Beleidigungen, sowie deine Ermahnungen an die Kinder, haben meine nüchternen Augenblicke schon lange mit Erstaunen erfüllt. Da ich jedoch fortwährend neue Ansprüche auf diese Geduld und Sanftmuth machte, so konnte ich meine Bewunderung natür-

lich nicht ausdrücken. Aber genug. Ich will keine Versprechungen machen; doch die Kraft, welche ich noch habe, soll für Euch angewandt werden. Ich hoffe, die einliegenden zehn Dollars werdet Ihr gebrauchen können. Es wird mir sehr schwer, von Euch fort zu sein. Bin ich dann noch, was ich heute bin, so will ich immer bei Euch bleiben, und mit Gottes Hülfe kehren dann die frühern alten guten Zeiten zurück."

„Nun, das läßt sich hören," sagte der Doktor. „Wie gut, daß Ihr ihn nicht durch die Zeitungen aufstöbern ließet, nicht wahr? Ich würde die Sache an jenem Morgen auch nicht so kaltblütig genommen haben, hätte ich nicht von Jarvis schon einige Aufklärung erhalten; und da Mason wegen voreiliger Hoffnungen völlig Recht hat, so stimmte ich mit seinem Plane ganz überein."

„Ich wunderte mich an jenem Morgen sehr," sagte Frau Mason; „ich dachte, Sie müßten besondere Gründe für Ihre Gleichgültigkeit haben. Ich beruhigte mich jedoch nicht damit, sondern war nicht eher befriedigt, bis Richard, der Miethkutscher, mir erzählte, mein Mann sei mit dem Zuge abgefahren."

„Nun, wir müssen nicht vergessen, recht herzlich für ihn zu beten; vier Wochen ist schon ein schöner Anfang. Geduld und Sanftmuth,"

fuhr der Doktor fort, die Worte des Briefes mit Nachdruck wiederholend, „Geduld und Sanftmuth—echt weiblich. Ich begreife es nicht, aber es ist wunderbar! Dennoch ist es nicht so wunderbar, wie zwei andere Sachen in dieser Angelegenheit. Erstens, wie ein vernünftiger Mann so närrisch sein kann, sich und seine Familie unglücklich zu machen. Zweitens, ist es unbegreiflich, wie ein gesittetes Volk gemeine Mörder unter sich duldet, welche dem Galgen nur deßhalb entgehen, weil sie ihre Opfer langsam zu Tode martern. Unbegreiflich ist es, daß ein christliches Volk solche Mörder nicht nur duldet, sondern sogar achtet, wenigstens so lange sie reich sind; während es mit Verachtung auf Diejenigen herabblickt, welche den Giftbecher der Mörder trinken. Ich will Eure Gefühle nicht verletzen —ich glaube, Ihr versteht mich. O, ich sehe so viele solch geheimer Mordthaten, daß mein Blut kocht, wenn ich einen Giftverkäufer sehe. Der Titel Branntweinverkäufer ist zu gut für solche Schufte; Giftmischer sollten sie heißen."

Frau Mason, welche nicht von ihrer Arbeit aufgeblickt hatte, lächelte, als Hatty den Arzt fragte, was der gute Hr. Blake wohl sagen würde, wenn er dieses hörte? Derselbe gehe ja jeden Sonntag zur Kirche und gebe Almosen; die ganze Woche hindurch verkaufe er aber geistige

Getränke, ohne daß Jemand etwas davon wisse.

„Sagen! Pah, laß ihn sagen, was er will. Was wird er am jüngsten Gericht sagen, wenn Viele gegen ihn zeugen und sagen werden. Ich war arm, und du hast mich beraubt! Ich sage, ich dulde weder Gifthändler, noch Solche, welche meinen, der Mörder sei um ein Haar besser als sein Opfer. Nein, nein, er steht weit unter seinem Opfer. Daß Gott mit ihm Geduld hat, ist mir am allerunbegreiflichsten. Ich habe Leute über Geistergeschichten lachen hören; zwar mag es lächerlich sein, sich vor Geistern hier auf Erden zu fürchten — aber der Giftverkäufer hat Ursache vor den Geistern zu zittern, welche in fürchterlicher Gestalt an dem Tag gegen ihn zeugen werden, an welchem an kein Entrinnen der Strafe zu denken ist! Es fällt ihm nicht im Traume ein, und doch ist es so: daß er fortwährend beschäftigt ist, sich einen solchen grauenhaften Empfang dort zu bereiten."

Frau Mason antwortete nicht. Die Wahrheit eines jeden Wortes, welches der Arzt gesprochen, war mit unauslöschlichen Zügen in ihrem Herzen geschrieben. Sie erstaunte nur, daß Worte ihre Gefühle so genau umändern konnten.

Doktor Trevor war einer von den seltenen

Menschen, welche mit Hiob sagen können (d. h. wenn sie wollen): „Welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich."

Er war kein alter Freund Mason's. Erst vor wenigen Jahren, als Mason im betrunkenen Zustande vom Wagen gefallen war und sich beschädigt hatte, und seine Hülfe beansprucht wurde, war er mit der Familie bekannt geworden. Er bedauerte das arme Weib, welches allein gegen solche Schwierigkeiten kämpfen mußte, und verlangte für seine ärztlichen Bemühungen keine Bezahlung, welche, wie er wußte, nur durch Verkauf theurer Familienstücke aufgetrieben werden konnte.

Als er später dann Daisy mitbrachte, welche dasselbe menschenfreundliche und liebevolle Herz besaß, hatte auch sie Freude daran gefunden, die Strahlen theilnehmender Worte und liebreicher Hülfeleistungen in diesem traurigen Hause scheinen zu lassen. Und Mason's Haus war nicht das einzige, wo der Saufteufel herrschte, und wo sie mit ihrem Vater hingegangen war, nicht um Zeuge des Elends zu sein, sondern in der Hoffnung, die Leiden der Unschuldigen zu lindern.

Mason's Brief hatte die Hoffnung in ihm rege gemacht, daß der Unglückliche doch vielleicht noch werde gerettet werden; obwohl er schon Viele, welche er mit gleichem Interesse beobach-

tete ein Ende mit Schrecken hatte nehmen sehen; und diese Hoffnung hatte ihn sich so auszudrücken veranlaßt.

Kann man aber auf einen barmherzigen Samariter nicht tausend Priester und Leviten rechnen? Und dann die Gleichgültigen, welche nicht einmal auf die andere Seite des Weges gehen und denen es gar nicht einmal im Traume einfällt, daß es tausende Unglückliche gibt, welchen sie helfen könnten. Zweifelt Einer daran, so laß ihn zuerst sich selbst betrachten, und dann blicke er umher und sehe, ob er mit Hiob sagen kann: „Der Segen deß, der verderben wollte, kam über mich, und ich erfreute das Herz der Wittwen." Frau Mason und die Kinder hatten schon lange auf einen Besuch des Doktors gehofft, und diese hatte sie sehr glücklich gemacht.

Weitere zwei Monate verflossen und Lucien's erstes Schulvierteljahr war herum. Als sie die wenigen Silberdollars in ihre alte Börse gleiten ließ, da fühlte sie, daß sie in den letzten drei Monaten mehr als bloßes Geld erworben hatte. Ihre Freundlichkeit und Treue hatten ihr die warme Zuneigung der Kinder und die Achtung der Eltern erworben, und es hatten sich schon verschiedene neue Schüler zum nächsten Vierteljahr angemeldet. Willy hatte gute Fortschritte gemacht, und Hatty las ausgezeichnet gut.

Letztere befand sich dazu bedeutend in der Besserung, so daß sie wieder gehen konnte, worauf sie sich vor wenigen Monaten gar keine Hoffnung zu machen wagte.

Es war kurz vor Weihnachten und die Zeit, welche Mason für seine Rückkehr festgesetzt hatte, war vor der Thür, als der Doktor eines Abends mit einem Briefe eintrat. Das Schreiben war sehr kurz. Mason wollte die Feiertage bei ihnen zubringen und dann sein Haus verkaufen; er beabsichtigte nämlich, seinen Wohnsitz an dem Orte aufzuschlagen, wo er sich jetzt befand, indem es dort mehr Arbeit und weniger Versuchungen gab.

„Meine Schule!" dies war Lucien's erster Gedanke; „die zu verlassen, wäre das Schwerste von Allem." Sie freute sich jedoch bei dem Gedanken, der Stätte so vieler Trauerpersonen Lebewohl zu sagen, und sie wußte, ihre Mutter sei gleichfalls froh. Frau Mason lebte in der frohen Hoffnung einer glücklichen Zukunft wieder ganz auf, und Hatty's Besserung noch dazu — Alles vereinigte sich, der Ankunft des Vaters mit Freuden entgegenzusehen.

„Ja, du wirst die Schule wohl vermissen, Lucie, aber vielleicht kannst du dort auch Schule halten," bemerkte die Mutter.

„Und du weißt jetzt, wie es geht," sagte Wil-

ly; „außerdem gibt es dort keine Frau Doane, welche gern sehen möchte, wie es sich ausnehmen wird."

„Dort gibt es auch keine Daisy, um mir beizustehen," sagte Lucie traurig.

„Willy," sagte Hatty jetzt, „ich wollte, ich wäre im Stande, mit dir zur Tischgrotte zu gehen, ehe der Vater zurückkehrt."

„O, du bist stark genug; aber es ist jetzt zu kalt, und überdies ist es auch nicht schön. Wenn wir jedoch wirklich fortgehen, so fahren wir daran vorbei, und du hast dann wenigstens einen Abschiedsblick."

Obgleich Hatty zwei Jahre älter war als Willy, so wurde es ihr doch schwerer als ihm, diesen Lieblingsort zu verlassen, welchen sie mit ihrem Bruder aufgefunden und den Lucie benamt hatte. Diese Grotte war eine kleine Höhle, am Rande eines großen Waldes, nur zehn Minuten vom Hause entfernt. Es war ein romantischer Ort, mit Tannen, Eichen und andern Bäumen so dicht bewachsen, daß nur einzelne Sonnenstrahlen auf den mosigen Boden fielen. Die Höhle war in einem Felsenvorsprung gebildet, nur wenige Schritte vom Saume des Waldes entfernt und unmittelbar neben einem murmelnden Bache. Die Decke der Grotte bildete ein großer, glatter, grauer Felsenstein; dies war

der Tisch, auf welchen Hatty und Willy oft ihr Butterbrod verzehrt hatten, wenn sie „Zigeunerleben" spielten. Hier an diesem Orte suchten sie die ersten Frühlingsblumen und spät im Herbste den Enzian, mit seinen hübsch geformten Blüthen. Hier war es, wo sie ihre Waldbeeren sammelten; hier pflückten sie ihr Farnkraut, das schöne Frauenhaar und die andern Arten Waldblumen; kurz, es war ein bemerkenswerther, reizender Ort.

„Wir werden nie wieder ein so liebliches Plätzchen finden," sagte Hatty. „Mich wundert, ob das Immergrün verwelkt ist."

„Ich glaube, es hat schon seit langer Zeit seine Schönheit verloren. Vielleicht bleiben wir aber noch ein Jahr hier, wer weiß das!" sagte Willy. Er stand dann auf und flüsterte Lucie etwas ins Ohr; Lucie schüttelte jedoch den Kopf und sagte, sie wünschte das „beste Zimmer" noch mit neuen Vorhängen zu versehen, ehe der Vater zurückkomme. „Wenn wir aber doch fortziehen," meinte sie, „so kann ich das Geld besser anwenden." Die Kleidung ihrer Mutter, sowie ihre eigene und die ihrer Geschwister wurde jetzt in bestmöglichen Stande versetzt.

Die Kinder waren natürlich sehr aufgeregt, daß sie bald ihre alte Heimath verlassen sollten; und Frau Mason gleichfalls, denn in diesem

Hause hatte sie ihre größte Freude und ihren bittersten Kummer gehabt. Sie hoffte jedoch auf eine neue und bessere Heimath, wo man die traurige Vergangenheit bald werde vergessen können.

„Laßt uns unser Lieblingslied singen," sagte die Mutter an jenem Abend zu ihren Kindern, und Alle sangen mit Andacht jene schöne Verse:

Seele, sei zufrieden! Was dir Gott beschieden,
Das ist Alles gut. Treib aus deinem Herzen
Ungeduld und Schmerzen, Fasse frischen Muth.
Ist die Noth Dein täglich Brod;
Mußt du weinen mehr als lachen:

Auf die Wasserwogen Folgt ein Regenbogen,
Und die Sonne blickt; So muß auf das Weinen
Lauter Freude scheinen, die das Herz erquickt.
Laß es sein, Wenn Angst und Pein
Mit dir schlafen, mit dir wachen:
Gott wird's doch wohl machen!

Trotz des schlechten Wetters draußen, war es doch ein fröhlicher Abend für die Masonsche Familie, als der Hausvater zurückkehrte. Eine vortheilhafte Veränderung war mit ihm vorgegangen, und dies stimmte Alle freudig. Ein gutes Abendessen war natürlich aufgetischt, und die Porzellanteller schienen heller zu glänzen als jemals. Die Mottos waren nach Luciens Gutdünken vertheilt worden. Mitten auf dem Tisch stand ein Bouquet aus Immergrün und einigen

andern Blümchen, welches Lucie schon vor mehreren Wochen bei der Grotte für Hatty gepflückt hatte.

Das Abendessen war eben beendigt, als es klingelte, und einen Augenblick später traten Doktor Trevor und Daisy, wohl eingehüllt, in die Stube. Bald waren Alle im vertraulichen Gespräch begriffen, und dieser Abend wurde nicht so bald vergessen. Als nach wenigen Wochen der Doktor kam, um von der glücklichen Familie, welche nach ihrem neuen Wohnorte abzureisen im Begriff war, Abschied zu nehmen, da bereute er es gewiß nicht, daß er dem Unglücklichen mit Rath und That geholfen hatte.

Sein verdientes Geld war nicht das einzige Weihnachtsgeschenk, welches Mason seiner Frau schenkte. Eine Abschrift der Mäßigkeits-Verpflichtung (*Temperance Pledge*), mit seinem Namen von ihm unterschrieben, wurde als ein kostbarer Schatz von ihr sicher verschlossen.

Die neue Heimath wurde der Frau Mason gleich im Anfang dadurch theuer, daß ihr Mann dort den Haushalt mit Familiengottesdienst begonnen. Er las jetzt jeden Morgen ein Kapitel aus der Bibel, welche ihrer Füße Leuchte und ein Licht auf ihren Wegen wurde. Die Verheißung wurde an ihnen erfüllt: „Daselbst soll aufgehen das Horn Davids; ich habe meinen Gesalbten ei-

ne Leuchte zugerichtet." Und mit Freuden stimmten sie in die Worte des Psalmisten mit ein: „Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe; denn sie sind meines Herzens Wonne."

III.

Meine Großmutter.

—o—

„Verwirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde." Ps. 71, 9.

„Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen." 3. Mos. 19, 32.

Mit Freude und Traurigkeit zugleich erinnere ich mich stets meiner Großmutter. Es ist mir, als sähe ich sie vor mir in dem großen Armstuhl, so ernst und still aussehend, daß ich als kleines Kind oft wünschte, es gäbe keine Großmutter. Seit der Zeit habe ich oft befürchtet, daß ein solches Gefühl, ich will nicht sagen Wunsch, oft in älteren Kindern aufsteigen möchte, was jedoch nicht zu hoffen ist. Meine Großmutter war nicht melancholisch, auch nicht mürrisch oder reizbar; aber es lag eine solche ernste Ruhe auf ih-

rem Antlitz, daß ich dies stets als ein Verbot gegen alle Fröhlichkeit ansah; ich betrachtete Großmutter als eine Freudenverderberin.

Dennoch liebte ich sie und horchte auf ihre biblischen Erzählungen mit Interesse, ich freute mich, wenn sie ihre Hand auf meinen Kopf legte und mich mit ihrer freundlichen und weichen Stimme für eine erwiesene Gefälligkeit lobte. Dies geschah jedoch nicht häufig, und überdies glaube ich, daß solche Freude nur aus Selbstsucht entsprang, Ich mochte gern Geschichten hören und mochte gern gelobt werden; nicht lange nachher liebte ich aber meine Großmutter wirklich; ich liebte sie, wie alle alten Personen geliebt werden sollten. Indem ich nun zurückblicke, mache ich mir Vorwürfe, daß ich je unfreundliche Gefühle gegen meine Großmutter hegte, und ich weine Thränen der Dankbarkeit, daß ich noch zeitig genug einsehen lernte, wie theuer und liebenswürdig sie sei.

Und als ich zum letzten Mal auf ihre im Tode erstarrten, sanften Gesichtszüge blickte, da fühlte ich mit tiefem Schmerze, daß der Verlust einer Großmutter keine Kleinigkeit sei. Es fiel mir in jener Trauerstunde nicht ein, mich mit einer jener faden Tröstungen zu beruhigen, daß sie ja alt genug sei, oder daß man sie nur wenig vermissen werde. O nein! Der Umstand, daß sie

siebzig Jahre hier auf Erden zugebracht, daß sie das Leben in vollem Maße durchgekämpft und jetzt als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen war, machte nur einen um so tieferen Eindruck auf mich.

Ich weiß nicht, wie lange ich wohl in meiner Gedankenlosigkeit dahin gelebt haben würde, hätten sich nicht zwei Umstände ereignet, welche ich hier erzählen will.

Meine Mutter war sehr nachsichtig gegen mich. Meine leisesten Wünsche wurden befriedigt, und obgleich sie wie eine treue Mutter bemüht war, ein gehorsames Kind aus mir zu machen, so bemerkte ich doch oft, welch ein Kampf es ihr kostete, mir etwas zu verweigern, was mir schädlich sein konnte. Dies war aber nicht mit meiner Großmutter der Fall; sie war zwar freundlich, aber fest, und ließ sich durch keine Bitten zur Nachgiebigkeit bewegen.

Einstmals verreiste meine Mutter auf einige Wochen, und ich wurde während dieser Zeit unter die unmittelbare Aufsicht meiner Großmutter gestellt. Obwohl sie schon seit mehreren Jahren in unserem Hause wohnte, so hatte sie sich doch nie in die Erziehung der Kinder gemischt; höchstens hatte sie der Mutter hie und da gerathen. Ihre Aufsicht behagte mir deßhalb auch gar nicht. Ich wollte, daß mein Wille Gesetz sei, und ich

dachte, eine so alte Frau müsse nothwendig das Leben von der ernsten Seite betrachten, und könne nicht mit mir sympathisiren; folglich habe sie auch kein Recht, mir unschuldige Vergnügungen zu verbittern.

Es war an einem schönen Sommertage. Mehrere Knaben und Mädchen von meinem Alter waren übereingekommen, den Nachmittag mit Beerenpflücken zuzubringen. Sie hatten mich eingeladen, und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend eilte ich zur Großmutter, um Erlaubniß zu erhalten. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich mich ihr näherte und versuchte die Antwort in ihren Zügen zu lesen.

„Unpassend," „unanständig," „unbegreiflich," schien auf ihrem Antlitze geschrieben zu sein, so daß ihre freundliche Weigerung, von einleuchtenden Gründen begleitet, mich eher erzürnte als überraschte. Ich wußte, Widerspruch sei unnütz, deßhalb verließ ich mürrisch das Zimmer und ließ meinem Verdruß auf meiner Stube freien Lauf. „Sie weiß gar nicht, wie es Kindern zu Muth ist. Sie meint, weil das Leben *ihr* so düster scheint, und weil *sie* Vergnügen daran findet, mit dem Strickzeug in der Ecke zu träumen, so müsse dies auch mit mir der Fall sein. Meine Mutter würde nicht so denken; Großmutter ist gar nicht freundlich, und sie soll

mich mit ihrer Verdrießlichkeit, ihrer Würde und mit ihrem Anstande nicht anstecken. Sie will mich nicht aus den Augen lassen; vielleicht fürchtet sie, ich sei noch zu unerfahren, um mir selbst überlassen zu bleiben. Aber ich will dennoch gehen; ich will mit zwölf Jahren nicht schon eine alte Frau sein. Ich will jetzt erst recht eine wilde Ranke werden."

So liefen meine Gedanken mit mir fort, bis ich endlich beschloß, mich meinen Gefährten trotz des Verbots anzuschließen. Hastig setzte ich meinen weißen Sommerhut auf, nahm einen Sonnenschirm und eilte die Stiege hinunter. Plötzlich hörte ich die Stimme meiner Großmutter. Ich hatte diese leise, ernste Stimme schon oft gehört. Ich wußte sogleich — meine Großmutter betete. Ich zögerte einen Augenblick; dann schlich ich leise hin und hörte, wie sie meinen Namen nannte. Ich konnte nicht weiter. Meine Gedanken schienen auf einmal verändert, und mein Zorn hatte sich gelegt. Leise schlich ich auf mein Zimmer zurück, und Thränen drangen mir in die Augen. Ich dachte an Großmutters Freundlichkeit, Verlassenheit und Schwäche, und wie wenig Vergnügen sie doch in der Welt habe. Es kam mir vor, als dächte ich heute zum ersten Male daran, daß Großmutter auch einmal jung

gewesen; jung wie ich jetzt, und daß sie sich noch recht gut der Zeit erinnern könne, wo ihr Herz fröhlich, ihr Schritt so leicht und ihre Hoffnungen so glänzend waren. Ich dachte darüber nach, wie wenig ich mich angestrengt hatte, sie glücklich zu machen; es schien mir wirklich gar nicht der Mühe werth gewesen zu sein. Es kam mir als etwas Natürliches vor, daß alte Leute ruhig und ernst seien. Ich dachte an die Verweigerung meiner Bitte, welche mich unglücklich gemacht; und obwohl ich nicht glaubte, daß diese Weigerung nothwendig oder vernünftig sei, so war ich doch überzeugt, daß es ihr so geschienen haben müsse; und ich fühlte eine Art Vergnügen, meine Belustigung ihrer Meinung zu opfern.

Von meinem Fenster aus sah ich meine Spielgefährten mit Körben, fröhlich singend, dem Walde zueilen Trotzdem war ich glücklich in dem Bewußtsein, mein Vergnügen dem Willen meiner Großmutter zu opfern. Ich freute mich, daß ich meinem bösen Willen nicht nachgegeben, sondern daß jene sanften Töne mein Herz gerührt hatten. Endlich schlich ich leise die Treppe hinunter, entschlossen, meine ersten mürrischen Gedanken mit freundlichen Worten wieder gut zu machen.

Der Armstuhl war leer. „Was, wenn sie todt wäre!“ dachte ich. Würde ich mir jemals

vergeben können oder wieder glücklich werden? Dann lächelte ich über meine Furcht und schlich leise ins Schlafzimmer. Großmutter schlief. In der einen Hand hielt sie einen kleinen Schlüssel mit blauem Bande, und neben ihrem Bette stand ein halb geöffneter Koffer. Ich hob den Deckel auf und blickte hinein. Haufen alter Briefe, hübsch in Packete gebunden, einige eingebundene Zeitschriften und ein altmodisches Stammbuch mit goldenen Klammern, blickten mir entgegen. Großmutter hatte also ein Stammbuch! Ich wußte es nicht, daher war ich beim Anblick desselben überrascht. Da lag also die Geschichte einer Lebenszeit — ein Leben weit ereignißvoller und nützlicher, als das meinige je sein konnte. Uud wenn ich lebe, werde ich eines Tages alt sein. Mich wundert, ob ich dann auch ernst sein werde. Mich soll wundern, ob andere Leute m i ch dann gleichfalls vernachlässigen und vergessen werden, daß auch ich einstens jung war. O Leben, dachte ich, als ich das Stammbuch ergriff und leise nach meinem Zimmer zurückschlich, wie süß bist du doch!

Die Zeitschriften oder die Briefe würde ich nicht genommen haben; aber in ein Stammbuch darf ein Jeder blicken, dachte ich. Ich wunderte mich nur, weßhalb sie es verschloß; machte die Erinnerung an die Vergangenheit sie traurig?

Würde sie mir wohl selbst ihre Geschichte erzählen, wenn ich sie darum bitten würde? Mit solchen Gedanken begann ich zweierlei: erstens das Durchblättern des Buches, und zweitens fing ich jetzt an, meine Großmutter zu l i e b e n. Alles konnte ich natürlich nicht lesen, aber manches Stück las ich mit großem Interesse. Ich dachte, ob ich wohl je so werde geliebt werden, wie meine Großmutter unzweifelhaft geliebt worden war, oder ob ich Andere wohl so lieben werde, daß ihr Andenken mir Thränenströme auspressen würde, wie diese Seiten von meiner Großmutter bezeugten. Hier war eine welke Blume sorgfältig auf die Seite befestigt, dort umgab eine Haarlocke zierlich den Namen des Schreibers. Auf einer Stelle fand ich eine blonde Locke, und unter derselben war geschrieben: Jessie starb am 18. M. 18 . . Dies war eine Schwester meiner Mutter, denn ich hatte sie oft von Jessie sprechen hören; ich wunderte mich auch nicht mehr, weßhalb Großmutter das Stammbuch verschloß—die Zeit hatte dasselbe fast zu einem geweihten Gegenstande gemacht. Als ich die letzte Blattseite umschlug, sah ich zu meinem Erstaunen frische Handschrift. Meine Großmutter mußte es kürzlich geschrieben haben; und meine Thränen fielen reichlich, als ich las:

„Mehr als sechzig Winter haben mich noch

nicht all meiner Lebhaftigkeit beraubt, welche ich mit sechzehn Jahren besaß. Aber ich bin nicht mehr, was ich war. Die Zeit befiehlt den Jungen und Lebensfrohen, alt, ernst und unthätig zu werden. Sie verwandelt die vollen glänzenden Locken in spärliches graues Haar. Die hellen Augen werden matt; die volle rothe Wange wird dünn und bleich; die anmuthige Gestalt wird gebückt und schwach. Aber das Herz wird nicht alt; ein oder das andere magische Wort rührt eine Saite im Herzen, welche trotz der sechzig Jahre in jugendlicher Fülle tönt. Dies bewahrheitet sich jedes Mal, wenn ich diese Seiten überblicke.

Wenige meiner Jugendgefährten tragen jetzt mit mir die Last des Alters. Viele sind gestorben, aber Wenige alt geworden. Um manche liebe Stirn, welche der unerbittliche Tod kalt gemacht, flocht ich die letzten Rosen. Ich habe Augen zugedrückt, welche kurz vorher in frischer Jugendfülle blitzten. Ich faltete Jessie's Händchen auf ihrer jugendlichen Brust. Es ist mir, als sei es gestern gewesen, da ich die Locke von ihrem Köpfchen schnitt . . . . Hier sind einige Zeilen meiner Mutter. Nicht die zitternde Hand, auch nicht die Frömmigkeit, welche in diesen Zeilen athmet, macht mich weinen. O nein; aber sie bringen mir ihr Bild wieder vor die

Seele—das Bild Einer, welche mir lieber als mein Leben war, aber schon lange von mir geschieden ist; jedoch nicht auf immer, nein, ich werde sie wieder sehen. Droben finde ich m e i- ne M u t t e r wieder. Hier sind einige Zeilen von einer andern theuren Freundin, der Gefährtin meiner glücklichsten Jahre. Ihr vertraute ich all meinen Kummer und all meine Freude. Aber dunkle Wolken zogen sich früh über sie zusammen, und sie sank ins Grab. Und wer schrieb diese Zeilen? O, ich kenne ihn; wir waren ein Herz und eine Seele. Wir freuten uns und wir weinten zusammen; er war mein Alles auf Erden, aber er ist der Mutter gefolgt.

Ich will das Buch jetzt auf die Seite legen; ich will jetzt an die Heimath denken, an welche eine jede Zeile dieses Buches mich erinnert, dort wo keine Trennung mehr sein wird.

Ich fleh', wie jene Wanderer,
Ach bleibe bei mir, lieber Herr,
Geh' immer mit mir ein und aus,
Bis auch i ch bin im Vaterhaus."

* * * * *

An jenem Abend, nachdem ich das Stammbuch sorgfältig wieder an seinen Platz gelegt, kam es mir vor, als müßte ich mich meiner Großmutter in die Arme werfen und ihr mein ganzes Herz ausschütten, aber ein unwiderstehliches Ge-

fühl hielt mich zurück. Nie werde ich das Kapitel vergessen, welches sie am Abend vorlas. Es war das zwölfte Kap. im Prediger. Als sie bis zum sechsten Vers gelesen, brach ich in Thränen aus, und ich schluchzte während des ganzen Gottesdienstes. Und als sie mich dann nachher zu sich rief und mich so freundlich fragte, was mir fehle, da sagte ich ihr, ich sei so froh, daß ich sie noch lieb gewonnen, ehe der silberne Strick weggekommen und die goldene Quelle verlaufen sei. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie es mir das Herz durchschnitt, als sie sagte, ich hätte sie immer geliebt und sei ein zärtliches Kind gewesen; und wie sie dann betete, daß Gott mich segnen möge, und wie ich beschloß, von jetzt an „vor einem grauen Haupte aufzustehen."

Der Eindruck, den dieser Abend auf mich machte, war dauernd. Es betrübt mich, wenn ich alte Leute unfreundlich behandeln sehe, wenn ich bemerke, daß junge Leute gleichgültig vorbeigehen oder sie gar verachten. Aber ich fühle dann nicht allein für die Alten, sondern auch für Die, deren Seelen einst mit bitterer Reue werden gemartert werden, wenn „der Eimer zerlechzt am Born, und das Rad zerbricht an der Quelle."

IV.

Was gewährt den schönsten Anblick.

—o—

„Man kann nicht Gold um sie geben, noch Silber darwägen, um sie zu bezahlen.
Es gilt ihr nicht gleich ophirisch Gold, oder köstlicher Onych und Sapphir.
Gold und Demant mag ihr nicht gleichen, noch um sie golden Kleinod wechseln.
Ramath und Gabis achtet man nicht. Die Weisheit ist höher zu wägen, denn Perlen." Hiob 28, 15–18.

„Was ist das Schönste, welches du gesehen hast?" fragte Harry Brent seine Schwester Louise, als sie an einem Sonntagabend im Winter um das lodernde Feuer saßen.

„Ach ich weiß nicht," erwiderte die Angeredete, „da müßte ich mich erst lange besinnen. Es gibt ja so viele schöne Sachen. Was denkst du, was ist das Schönste, das d u gesehen hast?"

„Ich dachte eben darüber nach," sagte Harry. „Ich dachte an Salomo's Tempel, den wir heute in der Predigt beschreiben hörten. Der muß einen prächtigen Anblick gewährt haben! Ich weiß, es gibt jetzt nichts, was dem gleichkommt; aber dennoch wünsche ich, ich könnte reisen und die schönsten Plätze in der Welt besuchen. Ich dachte

an die schönen Sachen, welche ich gesehen habe, und dies brachte mich auf die Frage, welche ich stellte."

Harry's Großvater saß in seinem Lehnstuhl neben dem Tische, und obgleich seine große Bibel offen vor ihm lag und seine Augen auf dieselbe geheftet waren, so hatte er die Frage doch gehört und lauschte mit Interesse, um die Antwort zu vernehmen.

Nach kurzem Schweigen sagte Louise:

„Ich glaube nicht, daß das Schönste, welches ich sah, von Menschenhänden gemacht wurde."

„Wenn du mich gefragt hättest," sagte die kleine Ruth, welche in einer Ecke ihr Schwesterchen wiegte, „so brauchtest du nicht lange auf eine Antwort zu warten."

„Was würdest du sagen, Robert?" fragte der Großvater, zum großen Erstaunen der Kinder, welche meinten, er sei mit seiner Bibel beschäftigt gewesen und hätte gar nicht gehört, was sie sagten.

Robert war erst fünf Jahre alt und der Zweitjüngste. Harry blickte den Kleinen an, als erwarte er eine drollige Antwort, und sagte freundlich:

„Ja, Robert, sage uns, was das Schönste ist, das du je gesehen hast."

„Nun," meinte Robert, „ich denke, entweder

Trill, Ruth's Kanarienvogel mit dem blauen Kragen, oder, o . . . ja, jetzt weiß ich's: Ruth's schöne Häuser aus Seifenblasen; so viele kleine Glaskugeln aufgethürmt, sieht sehr schön aus;" und der Kleine blickte scheu umher, als fürchte er ausgelacht zu werden.

„Nun, Ruth, was sagst du?" fragte der Großvater.

„Ich denke, Mutter's Porzellan Kartenbehälter mit den Tempeln, Bäumen, Blumen und Brücken so hübsch darauf ausgearbeitet, ist das Schönste, das ich sah."

Harry lächelte; Louise aber sagte:

„Ich glaube, die prächtige, japanesische Lilie, welche gestern blühte, ist das Schönste, welches ich in meinem Leben sah."

„Nun Harry," sagte der Großvater, „was hast du denn zu sagen? Weißt du etwas Schöneres als Seifenblasen, Porzellan oder eine Lilie?"

„Ach, ich weiß tausende Sachen, die schöner sind als solches Zeug."

„Nicht zu voreilig, mein Junge," bemerkte der Alte; „du kennst Den, der von den Lilien sagt: Daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen, als derselben eine."

„Nun," sagte Harry, „ich denke ein Stern ist schöner als eine Lilie, oder ein Regenbogen, oder als eine Seemuschel, wäre sie auch eine von Onkel

Hugh's karminrothen; und ich bin überzeugt, daß der Wasserfall auf der ‚White Cowl' auch weit schöner ist."

„O ja," rief Ruth rasch, „ich lasse den Kartenbehälter fahren; der Wasserfall ist das Schönste. Der Wasserfall ist wirklich hübsch: die großen Felsen, die silbernen Wasserstreifen und dann das umgebende Grün — o, es ist zu schön."

„Ist der Wasserfall so schön als Minnie's Lächeln?" fragte der Großvater.

Ruth machte ein verdutztes Gesicht; Louise aber sagte:

„Es gibt so viele verschiedene schöne Sachen, daß es närrisch ist, zu versuchen, das Schönste herauszufinden, nicht wahr, Großvater?"

„Ich weiß nicht, ob man es närrisch nennen kann. Es ist sicher angenehm, an Sachen zu denken, welche uns Freude machen. Es ist gar nicht närrisch, eine Lilie für die schönste der Blumen zu halten, oder einen Wasserfall höher als einen Palast zu schätzen, oder gar ein Lächeln für das Allerschönste zu halten. Ich denke, Ruth kann uns sagen, weßhalb ein Lächeln schöner, als eine Lilie ist?"

„Gott machte es," erwiderte Ruth rasch.

„Gott machte die Lilien gleichfalls," bemerkte der kleine Robert.

„Kann ein Kanarienvogel lächeln, Ruth?“ fragte der Großvater.

„Welch drollige Frage; natürlich nicht, kein Thier kann lachen.“

„Was macht denn das Lächeln anziehender, als alles Andere?“

„Die Seele,“ erwiderte Ruth rasch.

„Du hast Recht,“ sagte der Großvater; „wir sehen die Schönheit der Seele im Lächeln.“

„Du hältst also ein Lächeln für das Schönste?“ fragte Ruth.

„Das habe ich nicht gesagt. Ich habe an etwas gedacht, welches mir das Schönste von Allem zu sein scheint.“

„Bitte, sage es uns,“ bat Louise. „Ist es von Menschen gemacht?“

„Ist es schöner als Louisen's Lilie?“ fragte Ruth.

„Oder als der Wasserfall?“ fragte Robert.

„Da muß etwas von der Seele dahinter stecken, glaube ich,“ meinte Harry. „Ich vermuthe, es ist eine edle That.“

„Nein, nein. Es ist weit seltner.“

„Haben wir es schon gesehen?“ fragte Harry.

„Du hast meine Frage noch nicht beantwortet,“ sagte Louise; „ward es von Menschen gemacht?“

„Natürlich nicht;" fiel Harry ein. „Besitzest du es, Großvater?"

„Das sind zu viel Fragen auf einmal. Ich habe während meines Lebens etliche gesehen. Louise fragt, ob Menschen es machen. Ich denke, es wird theils von Menschen, theils von Gott gemacht. Aber obwohl ich sage, daß es das Schönste ist, das ich je gesehen, so sah ich doch nie ein vollkommen schönes Exemplar. Meine Mutter besaß eines der Schönsten, die ich gesehen."

„Wo hatte sie es her?" fragte Ruth.

„Jedermann hat es."

„Jedermann!" sagte Louise erstaunt. „Ich meinte, es sei etwas sehr S e l t e n e s."

„Schöne s i n d sehr selten. Alle, die ich gesehen, waren unvollkommen."

„Wie steht es denn mit Deinem, Großvater?"

„Ja, das ist eine kitzliche Frage," sagte der Großvater lächelnd. „Man kennt sein Eigenes nicht so genau, wie das eines Andern. Ich kann auch das Meinige nicht beschreiben. Es ist etwas, das sehr viel Aufmerksamkeit erfordert. Es wird oftmals probirt, um zu sehen, wie stark und schön es ist, und ehe man sich's versieht, wird es oft jämmerlich beschädigt."

„Und kann man es nicht wieder herstellen?" fragte Ruth.

„O ja! aber es ist ein schönes Stück Arbeit; ich habe jedoch hergestellte gesehen, welche schöner waren, als unzerbrochene."

„Sonderbar, sonderbar! wie ist das Meinige, Großpapa?" fragte Ruth.

„Sehr schön," antwortete er, indem er sie auf die Kniee nahm und ihr liebevoll in die großen dunkeln Augen blickte, „sehr schön, so viel ich sehen kann. Ich hoffe, du wirst es so gut in Acht nehmen, wie meine Mutter das Ihrige behütete."

„So viel du sehen kannst!" rief Louise. „Hast du denn nicht das Ganze gesehen?"

„Ich sahe nie das Ganze auf einmal. Es ist vielseitig wie ein Achteck, nur hat es noch mehr Seiten, so daß man es unmöglich auf einmal sehen kann."

„Es muß doch eine große Last für deine Mutter gewesen sein, das Ihrige so sorgfältig in Acht zu nehmen," sagte Harry.

„O nein. Sie sah nicht so oft danach, und manchmal vergaß sie es ganz, glaube ich. Außer dem Eigenen, hat Jedermann auch ein anderes vollkommenes Schönes, um danach zu blicken. Da es aber blendend schön ist, so hat man es nicht unmittelbar anblicken können, so haben wir einen Spiegel, in welchem es reflektirt ist. Wenn wir nun unser Eigenes vor diesen Spiegel halten, so können wir beide miteinander vergleichen;

wir können dann die Fehler des Unsrigen deutlicher wahrnehmen und probiren, es dem Andern immer ähnlicher zu machen. Es gibt überdies noch ein Mittel, um das Unsrige glänzender und dem Modell ähnlicher zu machen. Meine Mutter gebrauchte dieses Mittel fleißig. Wenn man dieses anwendet, so verschwinden die Flecken blitzschnell, und die Stellen, wo dieselben waren, sind glänzender als vorher."

„Das ist ja ein wahres Räthsel," sagte Louise. „Aber ich begreife es jetzt ein wenig. Hat es sonst noch vollkommen Schöne gegeben, ohne das Modell, von dem du sprachest?"

„Eins oder Zwei, glaube ich. Weiter wage ich aber nicht zu gehen. Eine große Menge jedoch ist so schön, daß sie eine ziemlich genaue Prüfung erträgt, und man täuscht sich oft darin, daß man sie als vollkommen ansieht. Ich habe Verschiedene gesehen, welche ich lange vor meinem Spiegel hielt, und ohne einen Fehler zu entdecken, bis ich plötzlich in einer Ecke doch noch Mangelhaftigkeit entdeckte. Ein oder zweimal in meinem Leben, vielleicht noch ein wenig öfter, als ich mit Bewunderung einige besonders helle Stellen betrachtete, wurden dieselben plötzlich verdunkelt und verdarben das Ganze. Ich habe etwas Aehnliches schon an mir selbst wahrgenommen."

„Braucht Jedermann das Polirmittel, welches deine Mutter anwandte;" fragte Ruth.

„O nein! deßhalb sind die Schönen auch so selten. Manche glauben gar nicht, daß es wirksam ist, und Viele halten es für ganz nutzlos. Man läßt die Schäden unverbessert, bis das Ganze verdorben ist."

„Jetzt weiß ich, was es ist," sagte Harry nachdenklich. „Hatte Henoch nicht ein vollkommen Schönes?"

Der Großvater lächelte, und Louise sagte:

„Elias muß sehr nahe daran gewesen sein, glaube ich; es waren jedoch einige kleine Flecken auf dem Seinigen, welche er abreiben mußte. Gibt es aber nicht Etwas, mit dem man es vollkommen schön machen kann?"

„O ja! Und es ist wohl der Mühe werth, es zu versuchen."

„Was ist es Harry?" fragte Ruth. „Ich begreife es noch nicht recht."

„Unser Charakter, nicht wahr, Großvater?"

„Das ist recht. Das Schönste, was ich je sah, war der beste Charakter, den ich je sah."

„Ja, Großvater," sagte Harry rasch, „sagte ich nicht vorher, daß du eine edle That meintest?"

„Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Charakterzug und einem Charakter.

Ebenso wie zwischen einem Blumenblatt und einer Blume.

Ein vollkommen guter Charakter ist wie Louisen's Lilie — fleckenlos. Wie viele Blumen mit unvollkommenen Blättern gibt es — einige sind verwelkt, andere sind wurmstichig, und oft sind nur zwei oder drei makellos.

Zwar gestehe ich, daß eine edle That an und für sich sehr lobenswerth ist, wie z. B. David that, als er Saul's Leben schonte. Könnt ihr mir sagen, welche von den Kindern Israels die besten waren, als sie von Egypten nach Kanaan zogen?"

„Moses, nicht wahr?" fragte Ruth.

„Aaron auf keinen Fall, denn er machte das goldene Kalb," sagte Louise.

„Weder Moses noch Aaron," sagte der Alte. „Obgleich Gott Moses zum Anführer bestimmte, und obwohl er sich durch seine Demuth auszeichnete, so war Moses doch nicht der Mann. Weißt du es, Harry?"

„Ich glaube, es waren Josua und Caleb."

„Du hast Recht. Andere haben vielleicht schönere Charakterzüge gezeigt, aber die Charaktere dieser Beiden waren unter sechshundert tausend Mann die einzigen mackellosen. Es ist eigenthümlich, daß diese Beiden während der vierzig Jahre dem Herrn fortwährend treu blie-

ben. So viel wir wissen, hat Moses einmal gefehlt; und mir däucht, daß es in dem ganzen Alten Testament keine rührendere Stelle gibt, als der Bericht vom Tode Mosis, als er nach vierzigjähriger, mühevoller Wanderung im Angesichte des verheißenen Landes starb. Hier können wir sehen, wie Gott den Ungehorsam bestraft und den Gehorsam in Josua und Caleb ehrt.

„Ich glaube,“ fuhr der Großvater fort, „Harry wird mit mir übereinstimmen, daß das Schönste, welches er je gesehen, oder von dem er je gelesen oder gehört, ein guter Charakter ist. Wir sprachen da von Salomo's Tempel mit dem goldenen und elfenbeinernen Thron und den goldenen Gefäßen. Ihr sagtet, es gebe jetzt nichts Derartiges mehr. Der Tempel, sowie Thron und Gefäße, diese waren jedoch nur ein kleiner Theil von Salomo's Reichthum. Außer dem prächtigen Tempel (die Beschreibung von dessen Bau und Größe ihr findet: 1. Kön. 6. und 2. Chron. 2. 3. und 4. Kap.) baute er noch verschiedene prächtige Häuser (1. Kön. 7.). Dennoch zog er einen edlen Charakter all diesem Reichthum vor; und als er den Becher des Lebens bis auf die Hefen getrunken und der Vergnügungen satt war, sagte er: „Alles ist eitel.“ Er wußte wohl, was er in jenem Verse sagte: „Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschiehet; und siehe,

es war Alles eitel und Jammer.“ Und wie er dann von der Weisheit spricht, worunter er wahre Religion, die Grundlage aller Liebenswürdigkeit eines Charakters versteht: „Denn Weisheit ist besser, denn Perlen; und Alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen.“ Aber laß mich es euch vorlesen; und der Großvater schlug das zweite Kapitel des Predigers auf. „Ihr könnt dort recht sehen, wie er Alles probirte und dann endlich zum rechten Schluß kam:

„Ich that große Dinge; ich baute Häuser; pflanzte Weinberge. Ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darin; ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume. Ich hatte Knechte und Mägde und Gesinde; ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren. Ich sammelte mir auch Silber und Gold, und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen, dazu allerlei Saitenspiel. Und nahm zu über Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; auch blieb Weisheit bei mir. Und Alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen, und wehrte meinem Herzen keine Freude, daß es fröhlich war von aller meiner Arbeit; und das hielt ich für

mein Theil von aller meiner Arbeit. Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte; siehe, da war es Alles eitel und Jammer, und nichts mehr unter der Sonne. Da wandte ich mich, zu sehen die Weisheit und Klugheit und Thorheit. Denn wer weiß, was der für ein Mensch werden wird nach dem Könige, den sie schon bereit gemacht haben? Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß."

„Ja Großvater, Salomo betrachtete die Weisheit vom rechten Standpunkt aus. Wenn irgend Jemand, so war er im Stande, ein richtiges Urtheil zu fällen."

„Ich habe, während du lasest, auch an Etwas gedacht," sagte Louise. „Welch ein Unterschied ist es doch, wenn man die Bibel so deutlich lieset und es erklärt, wie du es gethan, oder wenn man, wie wir es oft thun, nur so darüber hinweg lieset, blos um das Gewissen mit dem Gedanken zu beruhigen, daß wir in der Bibel gelesen *haben*."

„Das ist sehr wahr, Louise. Wenn wir nicht ein wenig graben und forschen in dieser unerschöpflichen Mine, so werden wir deren Reichthum und Schönheit gar nicht kennen lernen. Je tiefer wir hineindringen, je mehr wir suchen, desto mehr werden wir die blendende Größe des Wortes Gottes erkennen, und desto mehr See-

lennahrung werden wir finden. Wir finden dort Schätze, welche weder Motten noch Rost zerfressen, und wo die Diebe nicht nachgraben noch stehlen."

Was würdet ihr von einem Knaben denken, welcher von einem Fürsten an Kindesstatt angenommen worden und von diesem Erlaubniß erhalten hätte, alle seine Kunstsammlungen und Schätze, sowie alle seine Wissenschaften zu studiren — wenn ein solcher sich mit eitlem Spiel und Nichtsthun belustigen würde? Nun, ich behaupte, jedes Kind, welches seine Bibel vernachlässigt und sich mit Novellen und Romanen beschäftigt, oder die beste Zeit verspielt, ist ebenso närrisch."

„Dies erinnert mich an etwas, das ich vor einigen Tagen las," sagte Harry. „Es kam in Belzoni's Reisen in Egypten vor, als er das Innere der Pyramiden durchforschte. Er hatte mehrere Zimmer in denselben gefunden, deren Wände mit sonderbaren Malereien und alten Hieroglyphen bedeckt waren. Dies machte ihm ungeheure Freude, und als er hörte, daß zwei seiner Freunde angekommen seien, dachte er ihnen eine große Ueberraschung mit der Nachricht von von dieser Entdeckung zu bereiten. Ich will euch vorlesen, was er hier sagt: Mit Spannung beobachtete ich sie, um den ersten Ausbruch des Erstaunens wahrzunehmen. Aber wie ward ich

getäuscht! Sie stiegen von den Pferden, als seien die Pyramiden gewöhnliche Häuser. Das einzige Erstaunen, welches sie an den Tag legten, war der Anblick eines in die Pyramiden gekratzten Namens von Jemand, den sie zufällig kannten. Sie wunderten sich, wie der doch wohl hierher gekommen sein konnte 2c.; und obwohl von egyptischen Alterthümern umringt, bestand ihre ganze Beschäftigung darin, die eingekratzten Namen zu lesen, ob vielleicht noch ein anderer Bekannter da gewesen sei."

„Das ist in der That ein sehr guter Vergleich, wie die Leute in Hinsicht auf die Bibel handeln. Sie nehmen sich nicht die Zeit, um ihre Schönheit und ihre Wahrheit zu durchforschen; und durch ihre schreckliche Gleichgültigkeit verlieren sie weit mehr als Derjenige, welcher die prächtigen Alterthümer gar nicht betrachtet. Sie verlieren das Erbe des ewigen Reiches, welches sie durch Forschen in der Schrift erlangen könnten, d. h. wenn sie sich den darin enthaltenen Bedingungen fügen."

„Was gebrauchte deine Mutter, um das Ihrige so glänzend zu machen, Großvater?" fragte Ruth. „War es das Gebet?"

„Ja, Ruth; wenn Sündenflecken die Seele beschmutzt haben, so wird das gläubige Gebet dieselben wegnehmen und viel zur Verschönerung

des Schatzes beitragen. Wenn man dazu oft auf das Modell blickt, welches in dem Spiegel repräsentirt wird, so wird dies gleichfalls die Flecken wegthun helfen."

„Ist Jesus das Modell und die Bibel der Spiegel?" fragte Ruth.

„Ja, mein liebes Kind. Stimmt ihr jetzt Alle mit mir überein, daß ein vollkommen edler Charakter den schönsten Anblick gewährt? Ich hoffe, ihr werdet eure Herzen Dem geben, der allein sie erneuern kann; und bittet Ihn täglich um Beistand, Andern den schönsten Anblick darbieten zu können!"

„Christen haben aber nicht immer vollkommen edle Charaktere," sagte Louise.

„O nein," sagte der Großvater betrübt. „Der wahre Christ jedoch hat den Keim zu einem vollkommen edlen Charakter. Er sehnt sich nach der Zeit, wo er vollkommen schön sein wird. Die Wurzel muß durch den Born des Lebens vom Sündengift gereinigt werden, und dann wird die Blume einst in voller Pracht blühen. Jesus kam nicht nur auf Erden, um uns vom ewigen Verderben zu erretten, sondern auch um uns ein Vorbild zu lassen, daß wir seinen Fußstapfen nachfolgen und dadurch Andere veranlassen, gleichfalls diesem erhabenen Ziele zuzustreben. Es gab Leute, die uns durch ihren Lebens-

wandel im Glauben gestärkt haben. O, dort oben im Lande der Seligen, in den goldenen Gassen und bei dem crystallenen Strome, dort gibt es keine Sünde und keine Flecken mehr. Sollte man nicht dafür kämpfen? Christen sind oft geneigt, sich mit der Hoffnung zu beruhigen, daß Jesus ja genug gethan habe, und vergessen, daß sie Ihm nachfolgen und ihr Licht leuchten lassen sollen, damit Andere ihre guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen. Von solchen sagt der Prophet Jeremia: „Vergißt doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers; aber mein Volk vergißt meiner ewiglich." Und abermal: „Aber eure Missethaten hindern solches; und eure Sünden wenden solches Gut von euch; denn man finbet unter meinem Volk Gottlose."

Ehe wir uns zu Bette begeben, will ich euch noch eine Stelle zeigen, wo wir einen solchen Charakter, von dem wir gesprochen, in wenigen Versen beschrieben finden. Ich wollte, ihr lerntet diese Verse mir zum Gefallen auswendig. Es ist der fünfzehnte Psalm. Es sind nur fünf Verse. Im ersten wird die wichtige Frage gestellt, und im letzten wird eine köstliche Verheißung gegeben. Laßt uns ihn lesen und behalten:

„Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte?

Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Wer ohne Wandel einher gehet, und recht thut, und redet die Wahrheit von Herzen; wer mit seiner Zunge nicht verläumdet, und seinen Nächsten nicht schmähet. Wer die Gottlosen nichts achtet, sondern ehret die Gottesfürchtigen; wer seinem Nächsten schwöret, und hält es. Wer sein Geld nicht auf Wucher gibt, und nimmt nicht Geschenk über den Unschuldigen. Wer das thut, der wird wohl bleiben."

„Das ist ein Spiegel für sich," sagte Harry am andern Abend, als Alle, auch der kleine Robert, den auswendiggelernten Psalm hersagten.

„Ja gewiß," erwiderte der erfreute Großvater lächelnd. „Und ich bin sehr froh, daß ihr alle ihn an einen Ort gestellt habt, wo ihr leicht hineinblicken und sehen könnt, ob ihr auch etwas zu thun im Begriff seid, welches die Schönheit eines reinen Charakters verderben könnte."

V.

Das Klopfen an der Himmelsthür.

—o—

Eine wahre Geschichte.

Die warmen Strahlen der Sommersonne schienen an einem Nachmittage voll durch die vorhanglosen Fenster einer Dorfschule, und die kleinen Lockenköpfe hingen matt auf eine Seite, just wie zarte Blumen in einer großen Dürre zu thun pflegen. Von allen diesen Kindern ließ die kleine Kätie das Köpfchen am tiefsten hängen, und wenn ihr die goldenen Ringgellöckchen ein wenig aufgehoben hättet, so würdet ihr gesehen haben, daß die Augen vergessen hatten, die schweren Wörter des zerrissenen Buchstabirbuches zu lernen, und daß die seidenen Augenwimpern auf ein Paar hübschen rothen Backen ruhten. Ja, in der warmen Luft war Kätie von dem Gesumme der Fliegen und der vielen jugendlichen Stimmen eingeschlafen.

Und nicht allein das, sondern sie träumte auch —träumte von ihrem kleinen Bruder, Karl, dem Liebling, welcher im Frühling von der Erde

hinweg durch die Perlenpforten geflogen war, welche für solch kleine Füße ja beständig offen stehen. Sie träumte, sie drücke ihn an ihr kleines verlassenes Herz und bitte ihn, sie nie wieder zu verlassen. Ihre Freude darüber war so groß, daß sie in ein lautes Schluchzen ausbrach und ganz erstaunt war, Belle's weichen Arm um sich herum zu finden, während dieselbe ihr zuflüsterte:

„Was fehlt dir, Kätie?"

Ehe Kätie antworten konnte, war die Schulzeit zu Ende, und sie hörte den Lehrer ausrufen: „Kinder, eilt, oder ihr werdet naß;" dabei deutete er auf die dunkeln Wolken im Westen.

Kätie konnte jedoch nicht rasch laufen, und als sie langsam aus der Thür ging, rief Belle's süße Stimme: „Arme Kätie, bist du krank?"

Kätie erzählte der theilnehmenden Freundin ihren Kummer und sagte zum Schluß: „Ich kann nicht glauben, daß es nur ein Traum ist. Es ist mir, als müsse ich Karl noch einmal sehen."

„Wo meinst du, daß er sei?" fragte Belle.

„Ich weiß, er ist im Himmel," erwiderte Kätie, „und Mutter sagt, er kann nicht zu uns zurückkehren, aber wir könnten einstmals zu ihm gehen," dabei brach sie von neuem in Schluchzen aus.

„Warum gehst du denn nicht jetzt zu ihm?" fragte Belle.

„Ich weiß den Weg nicht," erwiderte Kätie. „Ich war sehr krank, als sie ihn in dem kleinen Kasten forttrugen, und ich weiß nicht, wo sie hingingen."

„Weißt du gewiß, daß sie zum Himmel gingen?" fragte Belle eifrig.

„O, das weiß ich bestimmt," sagte Kätie.

„Dann," rief Belle freudig, „dann kann ich dir den Weg zeigen. Ich sah, wo sie dein Brüderchen hinlegten!" Dabei leuchteten ihre Augen vor Freude.

„Willst du mir es jetzt zeigen, Belle, jetzt?"

„Freilich, freilich!" rief Belle, und sie bei den Händen fassend, machten diese beiden Kleinen sich auf den Weg zum Himmel, ungeachtet des drohenden Gewitters.

Belle schien jedoch noch einen Zweifel zu haben.

„Meinst du, daß du hineinkommen könnest, Kätie?"

„O, Karl wird mir rasch die Thür öffnen," sagte die Kleine zuversichtlich, und ihre Wangen brannten vor freudiger Erwartung.

„Meinst du, daß er glücklich sei?" fragte Belle.

„Sehr glücklich," erwiderte Kätie mit Nachdruck.

„Was thut er dort wohl die ganze Zeit?"

„Er spielt mit den Engeln!" rief Kätie lebhaft. „Auch kann er mit den Sternen spielen

denn die müssen dort dick auf dem Boden des Himmels liegen; und dann haben sie dort die schönen Regenbogen, welche Karlchen so lieb hatte. Einstmals weinte er, weil . . . ."

„Liebe Zeit!" rief Belle traurig, „es regnet, Kätie, und wir sind weit von Hause; was sollen wir thun?"

„Wir sind beinahe beim Himmel, nicht wahr. Laß uns eilen, daß wir hineinkommen."

„Ja," sagte Belle, „ich sehe die Thür."

„Wo? wo?" rief Kätie athemlos.

„Dort," erwiderte die kleine Belle, auf die eiserne Thür eines Grabgewölbes deutend.

„Ach," sagte Kätie, mit getäuschter Miene, „ist das der Himmel? O Belle, es sieht ja eher einem Grabe ähnlich!"

„Ei," erwiderte Belle, „hierher brachten sie dein Brüderchen, und du sagtest, er sei in den Himmel gegangen. Vielleicht," fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu, „vielleicht kommen wir in ein schönes, helles Land, sobald wir durch die kleine schwarze Thür hindurch sind."

„Das ist möglich," rief Kätie, von neuer Hoffnung belebt.

Die dicken Regentropfen fielen jetzt sehr rasch und ein Gewitter, in all seiner Majestät, entlud sich über unsere beiden Kleinen. Der schwarze Westen sah wie ein Flammenmeer aus, und der

Donner krachte, daß die Erde bebte. Dennoch gingen unsere Reisenden Hand in Hand weiter, und ihre Engel, welche „allezeit das Antlitz des Vaters sehen," bewachten sie sorgfältig und in solcher Gesellschaft gingen sie sicher.

Endlich erreichten die schwachen Füßchen den schaurigen Eingang, und Kätie's süße Lippen preßten sich nahe an die kalte eiserne Thür.

„Klopfe!" rief Belle, und mit aller Kraft klopfte Kätie, aber der kleine Todte drinnen hörte es nicht, ebenso wenig wie den bittenden Ruf:

„Karlchen, süßes Karlchen, es ist deine Schwester, deine eigene Schwester Kätie; willst du nicht die Thür öffnen?"

„Er kann es nicht hören, wenn es so donnert," meinte Belle. „Laß uns ein wenig warten;" und so warteten denn Beide geduldig.

Bald trat eine Pause ein in dem Toben der Elemente und vertrauensvoll klopfte Kätie wieder an die schaurige Thür, während sie zugleich rief: „Karlchen, Karlchen!" Aber nur das Echo antwortete.

„Hörst du etwas?" fragte Belle, mit halb geöffnetem Munde. „Kommt er?"

„Nein," erwiderte Kätie. „Ich dachte einmal, daß ich seine kleinen Schuhe hörte, aber . . . ."

„Vielleicht," meinte Belle, mit offenen Augen,

„vielleicht spielt er mit den Engeln hinten im Himmel, oder vielleicht im Garten."

„Ach," schluchzte Kätie, „ich hoffe, er wird die Engel doch nicht mehr lieben als mich."

„Klopfe noch einmal—nur noch ein Mal," sagte Belle, und zweifelnd klopfte die zarte Hand wieder an die Grabesthür, während ihre zitternde Stimme kläglich bittend rief:

„O Karlchen, lieber, süßer Lieblingsbruder, bitte, öffne deiner armen Kätie doch die Thür. O hab' doch die Engel nicht lieber als mich. Karlchen, süßes Karlchen!" Und weinend warf sie sich auf den Boden,—der Kummer und die Täuschung waren zu viel für das kleine Herz.

„Kätie," sagte Belle, durch diesen Schmerzensausbruch halb erschrocken, „laß uns jetzt heimgehen und morgen wiederkommen und es von neuem versuchen."

„Nein," sagte Kätie mit rührender Hoffnungslosigkeit, „ich werde nie wiederkommen. Laß uns gehen." Sie stand ohne weiteres Schluchzen, ohne eine neue Thräne, vom Boden auf; aber der schmerzliche Ausdruck, welcher sich um ihren Mund lagerte, sah kläglich aus.

Zurück gingen die beiden Kleinen. Schuhe naß—triefende Kleider—hängende Köpfe, und die kleinen Herzen mit schwerem Kummer beladen.

Kätie's Mutter stand in der Thür und blickte ängstlich nach ihrem Liebling aus. Das Kind eilte in die geöffneten Arme und mit einem Schrei, welcher die bittere Täuschung ihres kindlichen Vertrauens ganz aussprach, rief sie:

„O Mama, ich habe an die Himmelsthür geklopft, aber Karl wollte mich nicht hinein lassen!" *]

Die betrübte kleine Kätie wollte sich in ihrem Kummer nicht trösten lassen. Vielleicht ruft Gott sie unerwartet, ehe noch die Veilchen wieder blühen, und mit einem besseren Führer wird sie dann die Himmelsthür finden. Dann klopfe, Kleine, und du wirst gehört werden unter dem Halleluja der himmlischen Chöre. Die Perlenthore werden sich öffnen, und auf Flügeln wird Karlchen dich zu Dem führen, welcher die Kleinen liebt, während die Engel singen werden: „Solcher ist das Himmelreich."

---

*] Des Kindes eigene Worte.

VI.

Sieben Mal.

—o—

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen —zwar früh in der Jahreszeit, aber es war doch Frühling, denn die Frösche hatten am Abend vorher eine geräuschvolle Zusammenkunft gehabt, und obgleich der Frost noch nicht ganz von ihren Kehlen weggethaut war, so hatten sie doch einstimmig entschieden, daß der Frühling da sei. Außerdem hatten einige muthige Rothkehlchen eine Berathschlagung in dem Ulmenbaume an der Gartenpforte gehalten, und es erforderte eben nicht viel Kenntniß der Vogelsprache, um zu wissen, daß ihre Gesänge von Rosen, grünen Blättern und guten Zeiten handelten.

Aber wir müssen uns nicht zu lange bei dem Morgen aufhalten, sondern uns zu der kleinen Milly Pattison begeben, welche am Fenster sitzt und ihr Morgenverschen lernt. Sie befand sich in heiterer Stimmung und sehnte sich, etwas thun zu können, was dem lieben Gott gefallen werde, welcher eine so schöne Erde geschaffen hatte. Der Vers, welchen sie lernte, lautete:

„Und wenn dein Bruder siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir und spräche: „Es reuet mich; so sollst du ihm vergeben." Die grauen Augen des Kindes sahen sehr nachdenklich aus, und um ihren Mund zuckte es, wie wenn ein wichtiger Entschluß gefaßt werde.

Bald nachher eilte sie die Treppe hinunter zum Eßzimmer, woselbst sie nur ihren Bruder Frank fand. Derselbe war zwei Jahre älter als sie, aber nicht viel klüger, was man doch vermuthen sollte. Er sah an diesem Morgen sehr verdrießlich aus. „Schändlich!" war das erste Wort, welches Milly vernahm, „schändlich, daß man einen solchen Tag in der Schule zubringen muß." Dabei warf er das Buch, welches er in Hand hielt, zu Boden und gab ihm einen Fußtritt, welcher den Rücken brach und zwei Blätter zerriß.

„O Frank!" rief Milly, „ist das nicht meine Arithmetik? du weißt doch, daß ich das Buch so gern hübsch halten wollte."

„In der That," sagte Frank im Tone aufrichtigen Bedauerns. „Ich glaubte, es sei das Meinige; es thut mir sehr leid—willst du mir nicht verzeihen?"

„Ja," sagte Milly langsam, indem sie die zerstreuten Blätter auflas; sie dachte an ihren Vers

und fuhr fort: „Ja, ich will," und fügte dann leise hinzu: „Einmal."

Sobald das Frühstück beendet, machten Beide sich auf den Weg zur Schule. „Milly!" schrie Frank plötzlich, „da kommt ein großer Hund mit rothen Augen—die Zunge aus dem Halse hängend—er ist gewiß toll!" Die arme Milly lief erschrocken fort, ohne sich umzusehen, wohin sie lief. Plötzlich trat ihr Fuß in ein verrätherisches Loch, und sie stürzte kopfüber hinein. Dies war ein rechter Unfall, denn die Haut war an dem einen Aermchen arg geschunden, und das Schlimmste war, daß einer ihrer spiegelblanken Schuhe sehr beschädigt worden; er hatte eine häßliche weiße Schramme bekommen. Milly brach in Thränen aus, nicht wegen des Ellbogens, denn sie konnte Schmerz ertragen und wußte überdies, daß die Natur, mit Hülfe des alten Schneiders Zeit, bald einen Flicken einsetzen würde, an welchem man auch nicht einmal die Naht werde sehen können; aber der neue Schuh, das war zu schlimm.

„O Frank, wie konntest du doch so sein?" schluchzte Milly. „Und der Hund war ja nur der alte Cato, welcher keiner Fliege etwas zu Leide thut!"

„Ei Milly, ich dachte nicht daran, daß du fallen würdest. Ich wollte dich nur ein wenig lau-

fen lassen. Es ist schlimm, daß du dich so verletzt hast; es thut mir sehr leid — willst du mir nicht vergeben?"

Ja," sagte Milly leise, „ich will's versuchen. Zwei," seufzte sie dann für sich.

In der Schule war Frank noch unausstehlicher, und Milly war oft nahe daran, ihren Vers zu vergessen. Er lieh ihren Griffel und verlor ihn dann, und einmal, als sie zu ihrem Sitze ging, wurden seine Füße plötzlich lang und Milly fiel darüber, zur großen Belustigung der ganzen Schule. Aber Frank war so betrübt darüber. Was konnte er dafür, daß seine Beine so lang waren? Er hatte sein Bestes gethan, sie unter dem Tische zu halten, aber es war nur Platz für ein Bein dort. Es that ihm sehr leid, und Milly mußte ihm verzeihen. Noch einige andere Quälereien kamen an dem Morgen vor, welche ich jedoch aus Mangel an Zeit nicht erzählen kann. Wir überspringen daher die Zeit bis zum Ausgang der Schule, wo Willy zu ihrer Betrübniß sah, daß das Wetter sich geändert hatte, und der Regen in Strömen herunterfloß. Frank verschaffte sich jedoch einen Regenschirm und Milly's Hand unter den Arm nehmend, machten die Beiden sich munter auf den Weg.

„Sieh dich vor!" rief Milly; „du wackelst so

viel mit dem Schirm, daß das Wasser mir fortwährend auf den Kopf tröpfelt."

„Pah, ein wenig Wasser wird dir doch nicht schaden!" rief der unachtsame Frank. Als sie jedoch daheim anlangten, fand die arme Milly, daß der Schirm abgefärbt hatte, und in Folge dessen war ihr Hütchen durch lange dunkle Farbestreifen ganz entstellt.

„Das ist doch zu schlimm!" schrie Frank, als er ihre entsetzten Blicke sah. „Ich sage dir, Liebling, ich würde meine Mütze gleich gegen deinen Hut vertauschen, wenn es dir recht wäre."

Die kleine Milly blickte Frank's zerknitterten Strohhut an und schüttelte traurig den Kopf.

„Nun, Milly, du weißt doch, daß ich es nicht absichtlich that. Du würdest mir gewiß vergeben, wenn du wüßtest, wie leid es mir thut."

„Ich vergebe dir," sagte Milly mit einiger Ueberwindung. „S i e b e n," fügte sie dann hinzu, indem sie in Gedanken ihre Finger zählte.

„Was zählst du eigentlich den ganzen Tag?" fragte Frank neugierig.

Milly antwortete nicht; als sie jedoch zum Mittagsessen ging, spielte ein zufriedenes Lächeln um ihre Züge, und sie wiederholte oft vor sich hin: „S i e b e n M a l. Nun, ich hoffe, Gott ist befriedigt, denn es war wirklich sehr schwer. Ich freue mich, daß ich durch bin, denn ich glaube nicht, daß ich es noch länger aushalten würde."

Es regnete während des Nachmittags so heftig, daß Frank und Milly zu Hause blieben und in der Kinderstube studiren durften.

„Liebe Zeit," sagte Frank gähnend, „ehe ich

bei dieser Regle de Tri anfange, laß uns ein wenig auf der Musikschachtel, welche Onkel Karl dir gab, musiziren."

Milly's Antlitz erhellte sich. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen und aus dem Zimmer eilend, kehrte sie bald mit ihrem Schatze zurück. Behutsam wurde der goldene Schlüssel hineingesteckt und umgedreht. Der schelmische Frank ließ rasch einen hölzernen Keil hineingleiten, und als Milly lächelnd spielen wollte, blieb die wunderbare Schachtel stumm.

„Was ist das?" rief sie erbleichend.

„O," meinte Frank prahlerisch, „ich bin ein Tausendkünstler, beruhige dich. Laß mich nur meinen Finger eine Sekunde in die Schachtel stecken und es wird schon Alles recht gehen."

Zitternd überließ Milly dem Bruder die Schachtel. Frank steckte zuversichtlich die Finger hinein, aber sie zogen den Keil zu unvorsichtig heraus — Knapps! ging es plötzlich, dann folgte ein verwirrtes Geräusch, ein Klingen und Trillern, und dann war es still. Frank untersuchte die Schachtel mit einem entsetzten Gesichte. „Milly," sagte er endlich gepreßt, „die Feder ist gesprungen — es ist nichts mehr werth. Kannst du mir vergeben? Ich bin so . . . ."

„Nein! schrie Milly, zornig mit den Füßchen stampfend. „Ich kann nicht, und ich brauche nicht. Es ist das achte Mal! Meine süße, liebe Musikdose! Du hast es absichtlich gethan, du bist ganz abscheulich! Ich gehe sogleich auf dein Zimmer, um deinen Drachen zu zerreißen; ich

will Alles vernichten, was ich nur in die Hände kriegen kann."

Der arme, reuige Frank versuchte es nicht, sie zu verhindern, und mit strömenden Thränen und flammenden Wangen stürzte Milly aus dem Zimmer und lief just in Onkel Karls Arme.

„Holla, he, was gibt's?" hatte er kaum gerufen, als Milly auch schon eifrig am Erzählen war.

Onkel Karl machte ein ernstes Gesicht. „Du meinst also, du habest ein Recht, nun zornig zu sein?" fragte er, nachdem sie geendet.

„Ja," rief Milly ungestüm. „Es ist ganz recht. Ich habe ihm *sieben Mal* verziehen. Dies ist schon das *achte Mal*."

„Aber weißt du denn nicht," sagte der Onkel, „daß es noch einen Vers gibt, wo Jesus zu Petrus sagt, daß er seinem Bruder nicht *siebenmal*, sondern *siebenzigmal siebenmal* vergeben solle?"

„Siebenzigmal siebenmal!" rief Milly bestürzt. „Ach, es thut mir leid, daß ich überhaupt angefangen habe. Ich werde es aufgeben müssen, Gott hierin zu gefallen zu suchen."

„Das hoffe ich nicht," sagte der Onkel.

„Aber weißt du, wie schwer es ist, immerfort zu vergeben?" schluchzte Milly.

„Das denke ich," erwiderte der Onkel lächelnd. „Auch würde es mich gar nicht wundern, wenn die Jünger es gleichfalls gewußt hätten, denn bald nach diesem Befehl riefen sie einstimmig: Herr stärke uns den Glauben! Ja, kleine Milly," fuhr er fort, „es ist gewiß schwer, aber wir müssen es immerfort versuchen und die

Male nicht zählen; denn ich glaube siebenzigmal siebenmal meint soviel wie immer."

„Ach, das kann ich nicht," schluchzte Milly, indem sie sich entschieden von dem armen Frank abwandte, welcher — ein Bild der Verzweiflung in der Thüre stand.

„Ich will dir meine neuen Reisebeschreibungen schenken, Milly, und ich will all mein Geld sparen, bis ich dir eine andere Musikschachtel kaufen kann." Milly wollte aber nicht hören.

„Nun gut," sagte der Onkel, „Laß es sein; aber ich möchte dir rathen, Milly, das Vaterunser nicht mehr zu beten."

„Warum nicht?" fragte Milly erstaunt.

„Ei, denke doch einmal, wie schlecht es klingen würde, wenn du betetest: Und vergib mir meine Schulden, wie ich Frank vergebe."

Milly's Antlitz färbte sich purpurroth. Sie zögerte einen Augenblick, und mit dem Rufe: „Ich kann das Vaterunser nicht aufgeben!" stürzte sie auf die Trauergestalt in der Thür los, umschlang Frank's Nacken und weinte sich an seiner Brust aus.

Der gutmüthige, täppische Frank ist seit diesem Vorfall viel zärtlicher gegen seine Schwester geworden; und wenn ihr ihn hinsichtlich Milly's fragen würdet: „Frank, wie oft vergibt Milly dir jetzt? Sieben Mal?" So würdet ihr sehen, wie seine Augen sich mit Thränen der Liebe füllen, und die weise Antwort würde lauten: „Milly ist zu gut, als daß sie die Male zählen sollte, und ich wage es nicht zu thun; doch ich bin gewiß, sie vergibt mir wenigstens siebenzigmal siebenmal."

Inhalt.